

LEONHARD LEHMANN

LEBEN UND LEHRTÄTIGKEIT VON P. DR. MEINOLF MÜCKSHOFF (1908-1991)

In diesem Beitrag geht es darum, an einen Kapuziner zu erinnern, der einiges mit P. Bernardino de Armellada, dem Geehrten dieser Festschrift, gemeinsam hat: vor allem die Lehrtätigkeit an einer Ordenshochschule und das Forschen in der Mariologie. Was die Lehre über Maria und deren unbefleckte Empfängnis angeht, haben sich beide ausgiebig mit dem seligen Johannes Duns Scotus und dem heiligen Laurentius von Brindisi beschäftigt. Wie allerdings schon die Bibliographie der beiden Kapuziner zeigt, konnte Bernardino viel mehr veröffentlichen als sein deutscher Mitbruder. Dies liegt hauptsächlich daran, dass der Spanier bis heute in der Forschung tätig blieb und dank seiner Vorlesungen an der Päpstlichen Hochschule der Franziskaner in Rom eine internationale Ausstrahlung hat. Sein Kollege der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz hingegen widmete sich neben dem Lehren auch dem Predigen und war ein Jahrzehnt lang Pfarrer. Wie die meisten Lektoren – so wurden die Dozenten im Orden bis ins 20. Jahrhundert genannt – war er also neben der Lehrtätigkeit in die Seelsorge eingespannt und verbrauchte darin seine Kräfte. Ein Blick auf sein Leben und seine Lehre dürfte sich gerade deswegen lohnen, weil er kein herausragender Kopf, sondern ein durchschnittlicher Vertreter der gelehrten Kapuziner war.

Wir folgen zunächst seinem Lebenslauf, in dem die Lehrtätigkeit und das Predigen die Hauptrolle spielen. In einem zweiten Kapitel verfolgen wir seine wissenschaftliche Tätigkeit, die sich in den anspruchsvolleren Veröffentlichungen zeigt; darunter hat die Mariologie zweifellos einen eigenen Stellenwert; ihr ist darum ein eigener Abschnitt gewidmet. Zum Schluss werden die im Text schon erwähnten sowie weitere Studien des rheinischen Kapuziners chronologisch aufgezählt.

DER LEBENSLAUF DES KAPUZINERS

Der aus dem Ruhrgebiet stammende Kapuziner durchlief eine typische Ausbildung in einem Internat und den Studienhäusern der Rheinisch-Westfälischen Ordensprovinz, die 1851 in Werne wiedererrichtet wurde und bis 2010 besteht. Dann wird sie sich mit der Bayrischen Provinz zu der einen deutschen Kapuzinerprovinz vereinen. Da die Rheinisch-Westfälische Provinz sich von Clemenswerth im Emsland bis nach Stühlingen an der Grenze zur Schweiz erstreckt, war ein Wechsel vom Norden in den Süden und umgekehrt nichts Außergewöhnliches. Dies spiegelt sich auch im Lebenslauf von Meinolf Mückshoff, der über drei Jahrzehnte in Münster in Westfalen verbrachte, ein Jahrzehnt in Frankfurt und ein weiteres in Deggingen im Süden Deutschlands, wo er auch sein Leben beschloss.

Jugend und Ausbildung

Der später als Pater Meinolf bekannte Kapuziner wurde am 11. Januar 1908 in Oberhausen im Ruhrgebiet geboren und schon einen Tag später in der Pfarrkirche Herz Jesu auf den Namen Karl August getauft. Seine Eltern waren der Bergmann Karl Mückshoff und dessen Ehefrau Helene geborene Prinz. Der Junge besuchte fünf Jahre die Volksschule im Stadtbezirk und kam dann an die „Seraphische Kloster- und Missionsschule der Patres Kapuziner zu Bocholt i. W.“, wo er im März 1927 das Abitur bestand¹. Danach meldete er sich, um bei den Kapuzinern in den Orden einzutreten. Am 16. April 1927 wurde er in Krefeld ins Noviziat aufgenommen und erhielt mit dem Ordenskleid auch den Ordensnamen Meinolf. Ein Jahr später am 17. April legte er die einfache und drei Jahre später in Münster die feierliche Profess ab. Zu dieser Zeit hatte er schon das vorgeschriebene Philosophie- und einen Teil des Theologiestudiums absolviert, das er in Münster fortsetzte. Nach der feierlichen Profess am 17. April 1931 wurde er

¹ Das Zeugnis der Prima, unterschrieben von P. Gregor und P. Aurelian sowie vom Vater Karl Mückshoff, ist im Provinz-Archiv der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz (PARWK), früher Koblenz, jetzt München (Tengstr. 7) erhalten. Dort finden sich auch ein Lebenslauf (Januar 1927), Tauf- und Firmzeugnis sowie weitere Dokumente in einer Mappe mit der Nr. 630. Ich zitiere Dokumente aus dieser Mappe, indem ich die Nr. 630 angebe und die Ziffer des Dokumentes, z. B. für den Lebenslauf: 630/2; Tauf- und Firmzeugnis: 630/3-4. – Ich danke der Archivarin Frau Dr. Carolina Weichselgartner für den Zugang zum Archiv und den Mitbrüdern für einige Tage der Gastfreundschaft im April 2009.

schon im Oktober desselben Jahres zum Studium ins Internationale Kolleg nach Rom geschickt, um dort an der Gregoriana sein Grundstudium abzuschließen. Die Provinzleitung hatte offenbar seine Fähigkeiten erkannt und ihn für ein Spezialstudium nach der Priesterweihe vorgesehen. Diese empfing er dann in St. Johannes im Lateran am 11. März 1933 durch die Hand des Titularerzbischofs Giuseppe Palica. Der Neupriester feierte in schlichter Weise einen Tag später seine Primiz bei den Mitbrüdern im Kolleg San Lorenzo da Brindisi in der Via Sicilia. Heimurlaub, um in Oberhausen mit seinen Angehörigen und der Heimatpfarrei das erste heilige Messopfer feiern zu können, bekam Pater Meinolf nicht. Er setzte vielmehr gleich seine Studien an der Päpstlichen Universität der Jesuiten fort. Wie jeder andere Doktorand in Theologie wandte sich P. Meinolf im Oktober 1935 an die Congregatio Sancti Officii und „humiliter petit facultatem legendi ac retinendi libros et ephemerides prohibita ratione studiorum“, was ihm mit Rescript vom 23. Oktober 1935 das Heilige Offizium im Namen von Papst Pius XI. gewährte². Im März 1937 konnte P. Meinolf sein Studium mit dem Doktorat abschließen. Er bestand die öffentliche Verteidigung seiner These mit der Note „summa cum laude“³. Sein gewähltes und unter dem Doktorvater Prof. Dr. Franz Pelster SJ ausgearbeitetes Thema lautete: „Die *Quaestiones disputatae de fide* des Bartholomäus von Bologna OFM“. Es handelte sich vorwiegend um die Edition eines bis dahin nur in Handschriften überlieferten Textes. Der Student Meinolf hatte sich dafür die Kriterien einer Edition angeeignet und Paläographie studiert. Er bietet Informationen zum Leben und zum literarischen Nachlass des Inquisitors unter Alexander IV. Nach der Edition des Textes untersucht er, wie Bartholomäus den Glauben begründet und wie er dessen Verhältnis zu Wahrheit und Wissen sieht. Die Drucklegung eines Auszugs aus der These erwies sich wegen des kritischen Apparates als schwierig. Es dauerte darum noch mehr als zwei Jahre, bis ein Teil der Doktorarbeit gedruckt erschien, denn wie eine Empfangsbestätigung des Generalsekretärs der Gregoriana vom 19. Oktober 1939 zeigt, konnte sich P. Meinolf den Ausweis des Dokortitels gegen Bezahlung von 50 italienischen Lire erst im Herbst 1939 abholen⁴. Zu dieser Zeit war er schon zwei

² Dokument im PARWK 630/9.

³ Einer der in Rom studierenden deutschen Mitbrüder beschreibt sehr lebhaft die Feier der Verteidigung; siehe Anhang 1.

⁴ „Rev. Domine, Cum dissertatio tua doctoralis, quam nuper typis edidisti, in omnibus statutis et praescriptis Universitatis correspondeat DOCTOR in Sacra Theologia renuntiatius es. Diploma testificano collationem gradus, tituli et iurium Doctoris, ex Secretaria Universitatis

Jahre als Lektor der Theologie am Hausstudium in Münster tätig. Zuvor, gleich nach der Rückkehr aus Rom Ende März 1937 bis Mitte August war er offiziell als Aushilfspater in Stühlingen eingesetzt. Der eigentliche Grund seines Aufenthalts im Kloster an der Grenze zur Schweiz war aber, dass P. Meinolf sich nach der Promotion in Rom zuerst erholen musste, bevor er in die Arbeit in Münster einstieg. Dieser Genesungsurlaub ist wie ein Vorzeichen für sein weiteres Leben: Immer wieder muss er Pausen einlegen wegen Erschöpfung; immer wieder zieht es ihn vom Norden in den Süden, wo er sich wohler fühlt. Ab 18. August 1937 ist P. Meinolf dann 23 Jahre lang fest sesshaft in Münster als Lektor für Dogmatik und als Prediger. Der berühmte Bischof Clemens August Graf von Galen stellte ihm am 20. August 1937 gemäß CIC can. 522/3 für drei Jahre die Predigt- und Beichtvollmacht in seiner Diözese aus. Am 26. September 1938 gab er ihm für drei Jahre die heute überholte Erlaubnis, für seine Forschungen und Vorlesungen verbotene Bücher lesen zu dürfen (can. 1402, 2; 1405, 1), eine Erlaubnis, die derselbe Bischof nochmals 1941 sowie 1944 unterzeichnete, und dann 1947, 1951, 1953 und 1956 sein Nachfolger Michael Keller. Das im Archiv befindliche Schreiben mit der regelmäßig eingeholten Erlaubnis⁵ beweist, wie sehr P. Meinolf auf die Einhaltung dieser rechtlichen Bestimmungen Wert legte, wie sehr er sich der Verantwortung bewusst und auf eine gute Beziehung mit dem Ortsbischof bedacht war. Sein Predigerpatent wurde damals der Ordensregel gemäß noch vom Generalminister ausgestellt; es war Vigilius von Valstagna, der gleichzeitig auch das Amt des Apostolischen Palastpredigers innehatte, und ist datiert auf den 5. April 1938⁶. Weit wichtiger war für P. Meinolf, dass er während der ersten Jahre der Lehrtätigkeit in Münster seine gesamte Doktorarbeit druckreif machen konnte. Sie wurde mit dem oben schon genannten Titel in die von Prälat Prof. Dr. Martin Grabmann herausgegebene, angesehene Reihe „Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters“ als Heft 4 von Band XXIV

(soluta taxa 50 L. ital., additis 5 L. ital. pro ceteris expensis) repeti potest. Ferd. Berny (? , schwer lesbar), Secretarius Generalis“ (PARWK 630/15).

⁵ PARWK 630/14.

⁶ PARWK 630/13. Vgl. *Bullierte Regel* 9,3: „Kein Bruder wage es, dem Volk zu predigen, wenn er nicht vom Generalminister dieser Bruderschaft geprüft und bestätigt und ihm von diesem das Predigtamt gewährt worden ist“ (L. Lehmann, *Das Erbe eines Armen: Franziskus-Schriften*, Kevelaer 2003, 128). Nur die von den Lektoren vorgeschlagenen Priester bekamen das Predigerpatent, die anderen blieben „Messpriester“, d. h. sie konnten die Hl. Messe feiern – und Beichte hören, falls sie das Cura-Examen bestanden hatten.

aufgenommen und 1940 vom renommierten Verlag Aschendorff gedruckt⁷. Dies war für den jungen Lektor in Münster eine große Genugtuung.

Lehrtätigkeit in Münster

Wie der in Rom ausgebildete, an lateinische Quellentexte gewohnte Lektor in Münster seine Vorlesungen gestaltete, wie sein Verhältnis zu den jungen Mitbrüdern, seinen Studenten, war, darüber gibt die sehr gewissenhaft und ausführlich geführte Klerikatschronik wenig Auskunft. Beim Durchlesen gewinnt man jedoch den Eindruck, dass die Kapuziner-Studenten, deren Zahl nach dem II. Weltkrieg bis an die 30 stieg und die noch um einige Camillianer vermehrt wurde, den anderen Lektoren (P. Joh. Capestran Bott, P. Heribert Jone, P. Bernardin Goebel, P. Raymund Linden, P. Eberhard Moßmeier, P. Petrus Canisius Großbölting, P. Engelhard Busch), namentlich P. Eugen Henne, mehr Sympathie entgegenbrachten als dem Dogmatiker P. Meinolf Mückshoff. Seine Themen für die schriftlichen Examensarbeiten, über die in der Chronik berichtet wird, klingen denn auch jeweils sehr trocken, so z. B. am 15. Juli 1947: „1) Das Wesen des Messopfers; 2) Die Kommunion und ihre Wirkungen“⁸. Er hatte in der Sakramentenlehre im Sommersemester 1947 die beiden Sakramente „Eucharistie und Priesterweihe“ behandelt⁹. Im Wintersemester 1947/48 las er dann über „Das Ehesakrament“ und den Traktat „De Deo uno et trino“¹⁰. Unter dem 24. Mai 1949 liest man:

P. Meinolf eröffnet heute für den Oberkurs seine Vorlesungsreihe in Mystik, die er im Wechsel mit den asketischen Vorlesungen von P. Canisius vierzehntägig für die Dauer eines Jahres hält. In beiden Fächern soll jeweils gegen Semesterschluss eine schriftliche Repetition stattfinden¹¹.

⁷ M. Mückshoff, *Die Quaestiones disputatae de fide des Bartholomäus von Bologna O.F.M.*, Münster i.W., 1940.

⁸ *Chronik des Klerikates 1933-1955*, 189. Diese Chronik aus den besten Zeiten des Klerikates in Münster ist heute im PARWK in München. Ihr Titelblatt lautet in schöner gotischer Schrift: „In nomine Domini incipit Chronica Clericatus Capuccinorum Monaster. vol. II quo prosequitur ab anno MCMXXXIII.“

⁹ *Chronik des Klerikates*, 198.

¹⁰ *Chronik des Klerikates*, 221.

¹¹ *Chronik des Klerikates*, 258. Interessant auch die Notiz zum 13. Juni: „Eine alte Tradition lebt wieder auf: Das Fest des hl. Antonius, unseres jüngsten Kirchenlehrers, wird mit einem feierlichen Hochamt und schulfrei gefeiert“ (259).

Die drei Prüfungsthemen im Juli 1951 lauteten in Dogmatik: „Die Sendungen (aus *De trinitate*), Natur und Übernatur, die Schöpfung als Tat Gottes“¹². Nach diesen Examen gönnte sich der Professor drei Monate in Rom, wie aus der Chronik zum 29. Oktober 1951 verlautet:

Unser Dogmatiklektor P. Dr. Meinolf, der vom 29. Juli ab in Rom zu Studienzwecken und Quellenforschung weilte, kommt guter Dinge von Rom zurück. Ein herzlicher Willkommensgruß auch vom Chronisten¹³.

Im Juli 1952 prüft er wieder seine jungen Mitbrüder im Oberkurs, diesmal über „Wesen und Notwendigkeit der aktuellen Gnade“, im März 1953 prüft an seiner Stelle P. Reginald Schachner über „Wesen und Tragweite der Transsubstantiation“ und „Stellung und Bedeutung der hl. Kommunion innerhalb des hl. Messopfers“, denn einige Seiten weiter berichtet der Chronist Frater Edilbert Schüllli (1929-2004) zum 8. Juni 1953:

Ab heute hält P. Meinolf wieder die Vorlesungen zur Dogmatik. Er war diesen Winter an einer Lungenentzündung erkrankt und musste anschließend zur Erholung. P. Reginald hat inzwischen das Amt als Lektor der Dogmatik ausgeübt¹⁴.

Am 21. Juli nimmt P. Meinolf die Examen ab. Er liest auch wieder im Studienjahr 1953/54, an dessen Ende als Semesterarbeiten in Dogmatik folgende Themen angegeben sind: „1) Der dogmatische Schöpfungsbegriff; 2) Die Bedeutung des Lateranense IV und des Vaticanums für die Schöpfungslehre“¹⁵. Doch nach den Examen Mitte Juli begibt sich der Dogmatiklektor wieder nach Rom und kommt erst am 6. November 1954 zurück. Also beginnt am 15. Oktober P. Reginald stellvertretend für P. Meinolf die Dogmatikvorlesungen. Dieser steigt am 9. November wieder in seine Münsteraner Aufgabe ein¹⁶. Er liest über ein Thema, das ihm sehr am Herzen liegt: die geistige Mutterschaft Mariens, und: Die Würde der Gottesmutterschaft in ihrer Beziehung zu den drei göttlichen Personen. Darüber prüft er wiederum zum Abschluss des Studienjahres am 13. Juli 1955. Als dann nach dem Franziskusfest am 5. Oktober das neue Studienjahr

¹² *Chronik des Klerikates*, 308.

¹³ *Chronik des Klerikates*, 318.

¹⁴ *Chronik des Klerikates*, 332, 347, 355. Dass Edilbert hier der Chronist ist, sagt sein Nachfolger auf S. 385.

¹⁵ *Chronik des Klerikates*, 368.

¹⁶ Vgl. *Chronik des Klerikates*, 371-372.

beginnt, ist P. Meinolf wiederum in Rom, wo er „voraussichtlich bis Anfang November bleibt. Seine Dogmatikvorlesungen übernimmt in der Zwischenzeit P. Reginald. Die Zuhörerschaft der Vorlesungen beläuft sich auf 31 Mann, davon 11 Camillianer“¹⁷.

Trotz dieser für ein Ordensstudium doch stattlichen Zahl an Studenten scheint P. Meinolf mit seiner Aufgabe nicht ganz zufrieden zu sein. Jedenfalls ist er, wie aus den bisher zitierten Einträgen hervorgeht, unter den Lektoren derjenige, der sich am häufigsten vertreten lässt. Seine Aufenthalte in Rom haben sicher den guten Zweck, in Archiven und Bibliotheken zu forschen, und wollen seinem Quellenstudium dienen, dennoch darf man fragen, ob solch ein fachspezifisches Studium für die gewöhnliche Ausbildung von Ordenspriestern nötig war. Es liegt die Vermutung nahe, dass er nach einer höheren Stelle Ausschau hielt und auf einen Ruf an eine staatliche Universität oder wenigstens nach Rom wartete. In Münster Lektor an einer kleinen, wenn auch bedeutenden Ordenshochschule zu sein, genügte ihm nicht; ja, er sah das Lesen der im Rhythmus von drei Jahren wiederkehrenden Traktate bald als Hindernis für die eigentliche wissenschaftliche Arbeit an. Das dürfen wir spätestens aus einem Brief vom 7. Juni 1954 an seinen am Historischen Institut in Rom tätigen Mitbruder Bonaventura von Mehr (1908-75)¹⁸ entnehmen. Anlass des Schreibens ist die Frage, ob sich schon ein anderer Kapuziner mit dem „Beitrag der Kapuziner zu der Immaculatafrage“ beschäftigt hat. Sonst wollte nämlich er sich des Themas annehmen und darüber auf dem Mariologischen Kongress im Oktober 1954 in Rom sprechen. Die Antwort Bonaventuras liegt zwar nicht vor, doch was uns in unserem Zusammenhang hier interessiert, ist Meinolfs Bemerkung:

Man sprach davon, dass Du zu uns zurückkäme. Was ist daran? Jedenfalls würde ich mich am meisten freuen, wenn Du hierhin zurückfändest, denn dann hätte ich eine begründete Aussicht, endlich, endlich meinem Lektorat, aber keineswegs der Arbeit, lebe wohl sagen zu dürfen¹⁹.

¹⁷ *Chronik des Klerikates*, 382.

¹⁸ Zu ihm vgl. O. Schmucki, *In memoriam. Pater Bonaventura Dickers de Mehr (1908-1975)*, in CF 45 (1975) 333-345.

¹⁹ Brief P. Meinolfs aus Münster vom 7. Juni 1954: PARWK 630/19.

P. Meinolf hegt also die Hoffnung, dass P. Bonaventura wieder aus Rom zurückkommt und seine Vorlesungen übernimmt²⁰. Diese Hoffnung war schon deswegen trügerisch, weil der Mitbruder vom Niederrhein nicht Dogmatiker, sondern Historiker war. Was aber durchklingt, ist eine gewisse Verdrossenheit über das Lektorat und das Schielen auf andere Arbeiten, nämlich auf wissenschaftliche Veröffentlichungen. Er fühlt sich enttäuscht von anderen, immer noch studierenden Mitbrüdern, die schon längst in Münster Vorlesungen halten sollten. So schreibt er in dem gleichen Brief über P. Pius Hegemann (1908-88), der später Pastoral und Katechetik dozierte, und über P. Reginald Schachner (1913-97), der ab Oktober 1960 tatsächlich P. Meinolf in Dogmatik vertrat und ihn zeitweise schon vertreten hatte:

P. Pius, auf den wir hier mit Sehnsucht seit Jahren warten, ist noch in Mainz und wartet ebenso geduldig auf das kommende Wintersemester. P. Reginald schwitzt wie am Anfang so auch jetzt und alle Zeit über seinen Laurentius und vermag nicht einmal einen abschbaren Termin anzugeben. Also bleibt alle Last an uns wenigen hängen. Warum auch nicht? Wir schleppen sie ja bisher ganz famos!²¹.

Etwas ironisch äußert sich hier der fest im Sattel sitzende Professor über zwei seiner Mitbrüder, die in der Tat lange mit dem Studium brauchten: P. Pius konnte 1957 seine Doktorarbeit in den erforderlichen Exemplaren der Universität Mainz überreichen²², P. Reginald jedoch vermochte seine Arbeit nicht abzuschließen. Dies hatte außer persönlichen auch finanzielle und pastorale Gründe. Müßiggang oder Dilettantentum darf man den beiden nicht vorwerfen; sie haben über Jahrzehnte die Last des Studienklosters Münster mitgetragen und waren dort noch im Einsatz, als P. Meinolf sich schon längst aus dem Studienbetrieb zurückgezogen hatte.

²⁰ In der Tat kehrte Bonaventura 1955 zurück, aber nicht nach Münster, sondern an das Provinzialat in Koblenz-Ehrenbreitstein, wo er für kurze Zeit Archivar war, bis er das nämliche Amt in der Generalkurie ausüben musste, wozu er im Herbst 1956 wieder nach Rom zurückkehrte: vgl. O. Schmucki, *In memoriam*, 335.

²¹ Wie Anm. 19.

²² P. Hegemann, *Die Exerzitienbücher der westdeutschen Kapuziner des 17. und 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur ignatianischen und franziskanischen Spiritualität*, Mainz 1957 (unveröffentlichte Diss.).

Predigtstätigkeit in Münster und im Münsterland

Neben dem Studium hatte P. Meinolf sich selbst als zweiten Schwerpunkt die Predigt gegeben. Kein Ort im Münsterland war ihm zu weit, keine Mühe zu groß, um Jung und Alt die Botschaft Christi auszurichten. In Münster selbst predigte er in den Jahren 1938 bis 1948 oft in der großen Heilig-Kreuz-Kirche, parallel zu Clemens August Graf von Galen, der in Lamberti seine von der Gestapo gefürchteten Predigten hielt, nachdem am 10. Oktober 1943 der Dom von Bomben völlig zerstört worden war. Als eigentliche Domprediger kamen die Kapuziner aber selten zum Zuge, doch wurden sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts oft als Ersatz zur Aushilfe gerufen, namentlich die Dozenten, die an der ordens-eigenen Hochschule lehrten. So bestieg auch P. Meinolf Mückshoff 1941 mehrmals die Domkanzel. Einer alten Tradition folgend, durften die Kapuzinerpatres vorwiegend beim Vierzigstündigen Gebet predigen. Diese von P. Joseph von Ferno 1537 in Mailand zum ersten Mal eingeführte Andacht hatten die Kapuziner in ihr Missionsprogramm übernommen und auch nach Deutschland gebracht. In Münster hatte sich in der Zeit der Katholischen Reform der Generalvikar und Weihbischof Johann Nikolaus Claessens für die Kapuziner eingesetzt, deren Konvent und Kirche St. Aegidii am 28. April 1628 konsekriert und folglich auch das 40-stündige Gebet gefördert²³. Er übertrug es sogar in den Dom und gewährte den Kapuzinern die Cathedra Paulina für die Nachmittagspredigt am dritten Tag der dreitägigen „Veranstaltung“. Für diesen Höhepunkt gehörte die Kanzel einem Kapuziner. P. Meinolf selber schildert aus den Quellen, wie das 40-stündige Gebet aussah:

Demnach waren diese drei Tage das sich steigernde Ereignis des Jahres, das ganz Münster, den Klerus und das gesamte Volk der Stadtpfarreien, die Orden und die Bruderschaften, den Magistrat und die Schulen zur Anbetung und zu den Predigten am frühen Morgen wie am Nachmittag in den Dom rief²⁴.

Zu Mückshoffs Lebzeiten freilich war das 40-stündige Gebet längst nicht mehr eine solche Attraktion, zu der sich die ganze Stadt versammelte; immerhin

²³ Vgl. E. Moßmeier, *Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Kapuzinerklosters zu Münster i. W. (1615-1811)*, Paderborn 1937, 21-29. *800 Jahre Sankt Aegidii Münster*, Münster 1983, 25-28. L. Lehmann, *Die Kapuziner in Münster an St. Aegidii (1615-1811) und vor dem Neutor (1858 bis heute)*, Münster 2009, 3-24.

²⁴ M. Mückshoff, *Predigt und Prediger auf der Cathedra Paulina. Eine Studie zum Predigtwesen im Dom zu Münster*. (Westfalia Sacra, 8), Münster 1985, 150.

fand es aber reihum in vielen Pfarreien statt, so dass immer wieder Prediger gesucht wurden. Kapuziner standen an erster Stelle. Sie wurden wie die Franziskaner auch zu Fastenpredigten gerufen oder als Festprediger bei Patrozinien, Jubiläen oder besonderen Anlässen eingeladen. Als Festprediger fühlte sich P. Meinolf besonders in seinem Element; da konnte er alle Register ziehen und die Leute faszinieren. Aber auch an den anstrengenderen Volksmissionen, bei denen man sich an Land und Leute anpassen musste, nahm er teil. So beteiligte er sich an der großen, von allen damals in Münster ansässigen Ordensgemeinschaften (Franziskaner, Dominikaner, Kapuziner, Redemptoristen, Lazaristen, Pallotiner, Salvatorianer, Missionare von der hl. Familie) getragenen Volksmission zum Heiligen Jahr 1950. Er entwarf die Herausgabe von vier Flugblättern und organisierte deren Verteilung an alle katholischen Haushalte. Jedes Flugblatt rief die Katholiken Münsters zur Besinnung, zur Entscheidung und zur Verantwortung auf und enthielt in aufrüttelnder Sprache jeweils die Themen der Predigten²⁵. P. Meinolf legte sein ganzes Können in die Predigt: Er variierte die Stimme und unterstrich die Worte durch Gesten; er sprach frei, hatte sich aber den Wortlaut der Predigt zuvor genau zurechtgelegt; er sparte nicht an Zitaten von Dichtern und Denkern und mischte manches lateinische Wort in seine machtvolle Rede. Bekam er von Mitbrüdern zu hören, er würde über die Köpfe hinwegreden, das einfache Volk im Münsterland verstünde ihn nicht, so entgegnete er, man müsse die Leute lieber höher führen als drunter bleiben, eher überfordern als unterbieten. Auch seine Rhetorik nahmen ihm manche übel, andere fanden ihn theatralisch oder nannten ihn einen Schauspieler. Dieses Wort klingt dann auch irgendwie im Spitznamen „Schalles“ an, mit dem Meinolf im Bruderkreis gern gerufen wurde: Schalles ist eine Eindeutschung von „Charles“ und spielt auf seinen Taufnamen Karl an.

Als bekannter Prediger wurde P. Meinolf auch angefragt, für das Bistumsblatt *Kirche und Leben* zu schreiben. Hierfür verfasste er bald nach dem Krieg ein- bis zweiseitige Betrachtungen zu den Hauptfesten der Kirche (Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Allerheiligen), aber auch zu aktuellen Themen. So erläutert er im Oktober 1950 in drei Folgen das neue Dogma von der leiblichen Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel; er erklärt dessen Entstehung und Voraussetzungen, und mit Zitaten von Gertrud von le Fort weist er auf dessen „Bedeutung für unsere Zeit“ hin. Er sieht in der Definition der in der Kirche immer geglaubten

²⁵ Ausführlich wiedergegeben in der *Chronik des Klerikates*, 272-273. Die Kleriker selber nahmen daran teil, indem sie sich auf diese oder jene Pfarrei verteilten.

leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel als Dogma „eine Antwort auf die Lüge und Täuschung der Welt von heute“. „Die Häresie aller Häresien heute ist der atheistische Humanismus, die Lehre vom Menschen und von der Welt ohne Glauben, deren letzte praktische Auswirkung der Kommunismus ist“. „Maria ist die Enthüllung Gottes über das Geheimnis der Welt und des Menschen“²⁶.

Eine Nähe zu Kunst und Dichtung beweist P. Meinolf dadurch, dass er seinen Aufsätzen oft ein illustrierendes Bild beigibt oder Werner Bergengruen, Reinhold Schneider und andere zeitgenössische Dichter zitiert. „Seine Kunst rühmt Gott“ betitelt er „das Lebenswerk des Künstlermönches Bruder Notker Becker in Maria Laach“ in einem Aufsatz zu dessen goldenem Professjubiläum am 12. Mai 1952. Zum Pfingstfest des folgenden Jahres schreibt er eine Meditation zum „Pfingstwunder im Mittelschrein des Altares im Dom zu Reval (1483)“ von Bernd Notke. Ein anderes Mal nimmt er sich den Sippenaltar in der Wiesenkirche zu Soest vor, den ein unbekannter westfälischer Maler 1473 geschaffen hat, und schreibt dazu eine eindringende Betrachtung.

Dass P. Meinolf sich nicht nur auf einsame Studienreisen begab, bezeugt ein sehr lebendiger Bericht, den er über eine Pilgerfahrt nach Lourdes geschrieben hat: „Stadt der Wunder und Gebete. Das Erlebnis einer Pilgerfahrt nach Lourdes“. Von Münster startete der Zug, nahm auf dem Weg durch das Ruhrgebiet, dem Rhein entlang bis Koblenz und dann die Mosel hinauf bis Trier 540 Teilnehmer mit und durchquerte Metz, Verdun, Paris, wo P. Meinolf in Notre Dame predigte, bis zum Zielort der Erscheinungen Mariens.

Für etwa die gleichen Jahre, für welche im Archiv Auszüge aus *Kirche und Leben* vorliegen²⁷, gibt es auch Fotokopien aus einer der beiden großen Tageszeitungen in Münster: Die *Münstersche Zeitung* war offenbar ebenfalls auf den jungen Kapuziner als Schriftsteller aufmerksam geworden und hat ihn für den Advent 1950 zu wöchentlichen Betrachtungen verpflichtet. Die Stringenz seiner Ausführungen wird schon im Titel der drei Essays deutlich: 1. „Der Ruf nach dem neuen Menschen“, 2. „Der Ruf nach Gott“, 3. „Der Ruf nach der Liebe“²⁸. Die erste Betrachtung stellt den falschen Menschenbildern von unten her den Menschen Jesus gegenüber, der von oben her, von Gott kommt und einzig unsere Adventssehnsucht stillen kann. Die zweite geht von der im Menschen gründen-

²⁶ Alle Zitate aus *Kirche und Leben* 5 (1950) Nr. 42-44 vom 15., 22. und 29. Oktober.

²⁷ Gesammelt in PARWK 630/18.

²⁸ *Münstersche Zeitung*, 2., 9. und 16. Dezember 1950.

den Leidenschaft zur Freiheit aus, die sich bis zur Leidenschaft gegen Gott (F. Nietzsche) steigern kann, ihre wahre Tiefe aber nur findet, wenn sie Gott anerkennt. Die dritte kennzeichnet den Menschen, der sich selbst verloren hat, darum einsam ist und nur in der Überschreitung seiner selbst auf ein Du hin, das er liebt, sich wieder finden kann. Wer diese drei kurzen Essays liest, kann heute noch betroffen sein von der klaren Sprache des Autors, von seiner Einsicht in die Weltzusammenhänge und von den Anforderungen an die Nachkriegsgeneration. Münster, das durch Bomben halb zerstört war, brauchte neue Hoffnungsbilder, die studentische Jugend suchte Wege aus der Verirrung der Nazi-Zeit. P. Meinolf scheint die Leser überzeugt und seine Hörer angesprochen zu haben, denn er hatte großen Zulauf, was sich auch positiv auf die Zahl der Besucher der Klosterkirche auswirkte.

Schon früh war der Ruf des Predigers von Münster auch an den Rhein gelangt. In Koblenz fand im Januar 1950 eine Kundgebung der Katholiken statt, zu der man P. Meinolf als Redner eingeladen hatte. Er sprach über das Thema: „Der Katholik im Heiligen Jahr“. Er zeichnete ein Bild der unseligen Zeit um 1300, als Bonifaz VIII. das erste Hl. Jahr verkündete und verglich das Jahr 1950 mit damals. Die Situation sei heute noch tragischer, da das Christentum vom kämpferischen Atheismus bedroht sei. Drei Aufgaben nannte der Kapuziner für den Katholiken von heute: Erstens sich im Gewissen erschüttern zu lassen. Als Beispiel dafür, was ein erschüttertes Gewissen erreichen kann, führte er den indischen Freiheitskämpfer Mahatma Gandhi an. „Gandhi stand im Kampf um die Rechte seines Volkes. Er fastete – und die Völker hielten den Atem an. Wo ein Gewissen wirklich erschüttert ist, wirkt es erschütternd. Das erschütterte Gewissen ist die einzig mögliche, gültige geschichtliche Tat“, zitiert die Lokalzeitung den Redner. Die zweite Aufgabe der Katholiken sei, dazu beizutragen, dass der Riss, der durch die Kirche geht, beseitigt werde. „Wir haben kein Recht, getrennt zu sein in einem Augenblick, da die Gottlosigkeit militant geworden ist. Nicht Stalin, sondern Christus wird das letzte Wort sprechen über das Abendland, wenn es eins ist im Glauben“. Die dritte Aufgabe ist der Beitrag zum Frieden. „Friede ist Gnade, und Gnade ist Gott. Wir sind soweit vom Frieden entfernt, wie wir von Gott entfernt sind“, referiert die Zeitung und urteilt am Schluss: „Die ernstesten, mahnenden Worte des Predigers hinterließen bei den Versammelten stärksten Eindruck“²⁹.

²⁹ *Rheinische Landeszeitung*, 21. Januar 1950: PARWK 630/17.

P. Meinolf hat sich für seine Predigten nicht nur durch das Studium der Exegese und Dogmatik vorbereitet, sondern auch durch Lesen zeitgenössischer Literatur. So konnte er mitreden. Manchmal gab er seine Lesefrüchte auch schriftlich preis. So machte er sich weitschweifige Gedanken über Hintergründe der „Neuen Welt“ und stellte unter der Überschrift „Roman eines amerikanischen Kardinals“ das Buch von Henry Morton Robinson, *The Cardinal* (New York 1950) vor. Er streicht die Stärken des amerikanischen Katholizismus heraus und was die Europäer von ihm lernen müssten. Im Vergleich mit einem fast gleichzeitig erschienenen Buch zieht P. Meinolf die Bilanz:

Ein Norman Mailer mit seinem nihilistischen Buch *Die Nackten und die Toten* kann uns nicht bereichern, wohl aber Henry Morton Robinson mit seinem *Kardinal*, in dem der Glaube an die Kraft des Christlichen, die Weihe des Priesterlichen und das Vertrauen auf die Zukunft leuchten³⁰.

In der gleichen Zeitung schreibt er zwei Monate später „Von der Aufgabe des Dichters und ihrer Erfüllung“³¹. Er erinnert an George Bernanos und den schwedischen Pfarrer Olav Hartmann als die wenigen Propheten unter den Dichtern. Zwei Jahre später setzt er sich mit François Mauriacs Roman *Galigai* auseinander und wünscht, dass die deutsche Übersetzung das Gewissen der Christen in Deutschland ebenso wachrufe wie in Frankreich³². Solche Stellungnahmen beweisen, dass P. Meinolf gerne gelesen hat, nicht nur Theologisches, sondern die Belletristik allgemein. Dass er darum gerne Buchhandlungen aufgesucht und in Antiquariaten gestöbert hat, dürfen wir annehmen. Die Annahme findet ihre Bestätigung in der Tatsache, dass P. Meinolf zum 40-jährigen Bestehen der Buchhandlung Heinrich Stenderhoff eine Würdigung schrieb: „Bild eines Buchhändlers und Antiquars im Dienst des guten Buches“³³.

Bleibt noch zu sagen, dass der inzwischen in Münster bekannt gewordene Kapuziner seine Artikel in den Zeitungen fast immer mit „Prof. P. Meinolf“ unterzeichnete; das war für die damalige Zeit ungewöhnlich. Denn normalerweise unterzeichneten Kapuziner nur mit P. (= Pater) + Name, oder wenn man promoviert hatte, allenfalls mit P. Dr. + Name. Als Professoren galten nur jene an staatlichen Universitäten, nicht die Lehrer der Philosophie und Theologie an ordensei-

³⁰ *Münstersche Zeitung*, 4. Mai 1951.

³¹ *Münstersche Zeitung*, 14. Juli 1951.

³² *Münstersche Zeitung*, 12. Dezember 1953.

³³ *Münstersche Zeitung*, 25. Oktober 1952.

genen Anstalten; sie wurden ganz gemäß ihrem Tun einfach Lektoren genannt: Sie lasen ihren Stoff, sie gaben Vorlesungen. Wenn sich P. Meinolf gern als Professor bezeichnete, so deckt sich dies mit seinem schon genannten Hang, Universitäten aufzusuchen und nach Rom zu reisen. Er strebte nach Höherem, doch es kam ganz anders.

Am 14. April 1959 geschah auf der Heimfahrt vom Kloster Reute nach Deggingen ein schwerer Autounfall, bei dem der Fahrer P. Franz Sales Waltermann (1907-59) ums Leben kam, seine beiden Mitfahrer P. Bertrand und P. Meinolf jedoch verletzt davonkamen und das Krankenhaus in Ehingen bald wieder verlassen konnten³⁴. Doch P. Meinolf erholte sich nur schwer von diesem Schock, wurde misstrauisch und dachte daran, die Vorlesungstätigkeit aufzugeben.

Pfarrkurat in Frankfurt am Main (1960-1968)

Das „Personalblatt“, das jeden Kapuziner begleitet und seine Versetzungen anzeigt, vermerkt im Falle von P. Meinolf: „Frankfurt/Main August 1960 – Oktober 1968, Pfarrkurat, Vikar“³⁵. Das bedeutete für den Lektor, der in Münster mit kurzen Unterbrechungen seit 1937 Dogmatik gelesen hatte, einen Abschied von der akademischen Welt und ein Eintauchen in die pastorale Wirklichkeit, wie sie die Großstadt Frankfurt bot, zumal dort das Kloster Liebfrauen mitten in der City lag und liegt³⁶. Nachdem, was wir bisher über Meinolfs Interessen und Lebensweg erfahren haben, kommt diese Wende überraschend. Reiste er nicht immer wieder nach Rom, um Quellenforschung zu treiben? Nahm er nicht an Kongressen teil, um auf dem Laufenden zu sein? Hatte er nicht noch große Pläne zu all dem, was er noch bearbeiten und veröffentlichen wollte? Wieso also dieser Umschwung im Denken des Professors? Darauf gibt am besten er selbst Antwort. Es ist ein langer Brief von ihm erhalten, den er am 19. September 1959 von Münster aus an den Provinzial P. Rainer Rapp (1889-1968) gerichtet hat. Dieser hatte ihn vier Tage zuvor angefragt, ob er es sich vorstellen könne, in Frankfurt

³⁴ Der Unfall wird geschildert im Nachruf auf P. Franz Sales von E. Moßmeier, in *Assisi-Glücklein. Familien-Nachrichten der Rheinisch-Westfälischen Kapuziner-Provinz* 41 (1959) 85-93.

³⁵ PARWK 630/48.

³⁶ Was Pastoral hier heute noch bedeutet, zeigt Ch. Goedereis, *Das geistliche Zentrum Liebfrauen in Frankfurt*, in *Ordenskorrespondenz* 43 (2002) 421-424. Die Offenheit gegenüber Gott und den Armen belegt die Festschrift: *Zehn Jahre Franziskustreff*, herausgegeben von W. Gerigk, Frankfurt 2002.

Nachfolger des so plötzlich verstorbenen P. Titus Hübenthal (1908-59) zu werden. Wie umständlich P. Meinolf darauf antwortete, wie er seine scholastische Ausbildung durchklingen ließ, wie er einerseits das Angebot verlockend fand, aber andererseits hoffte, „auch noch Zeit für ein Sonderstudium zu finden“, wie er von Münster „als einer Gemeinschaft ohne innerlich gepflegte geistig-religiöse Beziehungswerte“ enttäuscht war und am liebsten sich in das ruhige Deggingen versetzen ließ, von wo aus er „das nahe München und Tübingen leicht zum Studium erreichen könnte“, das alles erfährt man aus diesem Brief. Da er wie kein anderer die Person unseres P. Meinolf offenbart und auch Licht wirft auf die Situation der Ordensprovinz damals, sei er hier in seiner ganzen Länge veröffentlicht:

Hochwürdigster P. Provinzial,
in Ihrem Brief vom 15. dieses Monats, der mich in seiner Offenheit dankbar berührte, wird von mir eine Antwort erwartet, die fast einer Selbstentscheidung gleichkommt.

Erlauben Sie mir zunächst um der Objektivität und des Ernstes der Sache willen darauf hinzuweisen, dass es sich in der fraglichen Angelegenheit, die sich anlässlich meines kurzen Besuches in Frankfurt begab – ich war auf der Rückreise von Deggingen nach Münster, die ich in Etappen machen musste – nicht um Transferaktionen der Provinz handelte, wie man vielleicht vermuten könnte, sondern um ein ernsthaftes Gespräch, das P. Maurus zuerst mit mir allein und später im Beisein anderer Mitbrüder von dort führte. Man kann meine, jene lange Unterredung abschließende Meinung in den von Ihnen zitierten Worten quoad substantiam zusammenfassen, wenngleich mir die Formulierung selber gefühlsmäßig widerstrebt.

Die Frage, die Sie jetzt an mich richten, ist für mich eine *quaestio sat vexata et intricata*; denn sie beinhaltet ja mehr als die Frage nach meiner Gesinnung betreffs einer eventuellen Berufung nach Frankfurt. Gestatten Sie mir, die Frage so zu entwirren, wie ich sie sehe. Und da sie von Ihnen personal gestellt wird, wird auch meine Antwort persönlich sein, ohne jedoch den Stempel des rein Subjektiven an sich zu tragen. Auszugehen ist von den geistigen Notwendigkeiten des Frankfurter Konventes. Ein unmittelbares Erfahrungsurteil steht mir darüber nicht zu. Inwieweit freilich die Provinzleitung objektiv richtig zur geistigen Situation des Frankfurter Klosters urteilen kann, lass ich dahin gestellt. Mehr Objektivität traue ich allerdings den Frankfurter Mitbrüdern selber zu. Aus ihrem Gespräch mit mir ergab sich, dass nicht primär die Pfarrei als solche, auch nicht die von P. Titus rein individuell gepflegte Künstlerseelsorge einen qualifizierten Pater verlange, sondern der Konvent selber in seinen durch den Verstorbenen geschaffenen Beziehungen zur Intelligenz sowie zum Kulturleben der großen Stadt überhaupt, die das Kloster zu einem gewissen geistig-katholischen Zentrum inmitten der großen Handelsmetropole machten. Es ist das Anliegen der Frankfurter Mitbrüder, dieses einmalige Erbe ihres verehrten, nun-

mehr verewigten Mitbruders zu wahren durch einen Nachfolger, der zwar nicht gleichgerichtet, so doch geistig nicht schwächer sein dürfte. Ihr Gedanke richtete sich dabei auf mich.

Diese Sicht der Confratres auf ihre eigene geistige Situation und das mir entgegengebrachte Vertrauen, das mich überraschte, veranlassten mich zu der Antwort, die Aufgabe zu übernehmen, falls die Provinzleitung von derselben Einsicht getragen mir das gleiche Vertrauen schenkt. Was ich bei einer eventuellen Berufung verliere, ist keine Vertrauensstellung, sondern eine Aufgabe, zu der mich einmal die Verantwortlichen beriefen, weil sie keinen anderen hatten, und mich darin beließen, weil die von ihnen ins Auge gefassten Nachfolger versagten. Das beeinträchtigte zwar nie meine persönliche Gewissensauffassung von einem verantwortungsvollen Amt und erst recht nicht den, nicht einmal unzufriedigen, intellektuellen und moralischen Einsatz für meine Aufgabe. Was ich aber nie empfinden durfte, war die Wohltat eines Vertrauens von Seiten meiner Obern. Sie selber werden das nicht leugnen können. Was ich weiterhin aufgabe, ist eine Gemeinschaft, die ich nie als Gemeinschaft gleicher Verantwortung für das zukünftige geistige Leben der Provinz erlebte, sondern und vielmehr als ein kaserniertes Zusammen ohne innerlich gepflegte geistig-religiöse Beziehungswerte. Was ich wirklich vermissen würde, ist die Forschung, die mich nie enttäuschte, wiewohl sie die schwersten Vorwürfe meiner Obern und Mitbrüder auslöste. Der Verzicht auf die Forschung wäre schwer, aber nicht unerträglich, zumal ich mit der Hoffnung ginge, auch bei einer anderen Arbeit noch Zeit für ein Sonderstudium zu finden.

Diese Gründe, die meine Antwort im besagten Frankfurter Gespräch motivierten, dürfen für Ihre Entscheidung nicht maßgebend sein. Als Oberen können Sie weit andere Motive leiten, die ich nicht kenne. Wie immer Ihre Entscheidung ausfallen wird, sie wird mich nie als einen Enttäuschten treffen. Sollten Sie jedoch die Sicht und Überzeugung der Frankfurter Mitbrüder teilen und demgemäß Ihre Entscheidung fällen, entfiele für Sie ohne weiteres die in meinem letzten Brief geltend gemachte Kompromittierung, die in der Bitte um einen anderen Lektor aus einer benachbarten Provinz läge, falls sie überhaupt notwendig ist. Denn die Situation hat sich für Sie und die ganze Provinz durch den tragischen Tod des P. Titus und die Neubesetzung seiner Frankfurter Position wesentlich geändert.

Soweit meine Antwort auf Ihre Frage nach meiner Gesinnung in der Frankfurter Angelegenheit. Wenn allerdings schon eine Gesinnungsfrage an mich gerichtet wird, dann darf es mir auch vergönnt sein, mich ganz zu offenbaren. Aus einer in vielen Enttäuschungen geborenen Sehnsucht – niemand würde es mir glauben – würde ich weder in Münster bleiben noch nach Frankfurt gehen, sondern Deggingen wählen, das mir – nun stiller geworden – den Gottesfrieden wiederschenken könnte. Die Wahl geschähe freilich nicht – ich gestehe es offen – ohne Seitenblick auf das nahe München und Tübingen, die ich zum Studium schnell erreichen könnte.

Womit die schwierigen Quästionen des Mittelalters in den Handschriften oft beginnen, möchte ich diesen Brief, der vieles von mir abverlangte, was ich lieber verborgen hielt, beenden: Assistat nobis Spiritus Sancti gratia.

In der Treue Christi verbleibe ich Ihr gehorsamer

fr. Meinolf³⁷.

In dem Brief ist von dem Autounfall in Ehingen gar nicht mehr die Rede. Er kann also für den Wechsel nach Frankfurt nicht entscheidend gewesen sein. Maßgebend waren eher die internen Konflikte in Münster, wo P. Meinolf „keine Vertrauensstellung“ genoss. Unterdessen hatte sich im Konvent von Münster herumgesprochen, dass P. Meinolf vielleicht nach Frankfurt übersiedelte. Wie die Mitbrüder Lektoren darauf reagierten, wissen wir nur von einem unter ihnen: P. Eugen Henne (1892-1970), Lektor für das Alte Testament und anerkannte Autorität seines Faches, nahm schon am 2. Oktober 1959 Stellung zu dem Ansinnen des Provinzials, indem er ihm folgenden klaren Brief schrieb:

Ew. Paternität

erlaube ich mir, im Interesse unserer Studien als ältester Lektor in Münster meine Bedenken über die Versetzung des P. Meinolf nach Frankfurt mitzuteilen. Ich weiß, dass nur schwerwiegende Gründe Sie und das Definitorium zu dieser Versetzung veranlasst haben. Ich weiß auch, dass Sie Ersatz aus dem hiesigen Lektorenkollegium wählen könnten. Aber wäre dies wirklich ein Ersatz für einen Fachdogmatiker, der seine Bewährtheit in der dogmatischen Lehre, ich glaube durch 22 Jahre, gezeigt und bewiesen hat, nicht nur vor den Studenten, sondern auch vor der Öffentlichkeit und der Kritik in scriptis? Die Tätigkeit in Frankfurt wird wohl von vielen überschätzt. P. Titus hatte durch seine Individualität den Platz zu einer gewissen, auch öffentlich anerkannten Bedeutung erhoben. Einen direkten und gleichförmigen Nachfolger für ihn gibt es nicht. Vor allem ist dies P. Meinolf nicht. Ich bin überzeugt, dass über kurz oder lang bei ihm und bei der Geistlichkeit erhebliche Spannungen entstehen werden. Seiner „Gesundheit“ wird nicht geholfen. Ich weiß auch, dass P. Meinolf im Grunde gesehen, nicht gern dorthin geht. Er möchte zwar von hier weg, aber es sind letztlich nur persönliche Gründe hinsichtlich des Charakters gewisser Confratres und der Art der Leitung der Studien. – Derartige Briefe wie meinen mögen Sie bei Versetzungen öfter bekommen. Ich wollte nur allen ernstes im Hinblick auf gewisse „Niedergangerscheinungen“ mein Gewissen erleichtern. Mit vielen guten Wünschen grüßt Ew. Paternität sehr wohl bekannter

fr. Eugen aus Hofen³⁸.

³⁷ PARWK 630/21.

³⁸ PARWK 630/22. Vgl. E. Krahl, *Henne, Eugen*, in *LThK*IV, Freiburg 1995, 1423.

Dieser als Autograph erhaltene Brief des bekannten Übersetzers des AT ist ein schönes Zeugnis dafür, dass P. Eugen nicht nur ein Wissenschaftler war, sondern auch ein guter Menschenkenner. Die künftigen Ereignisse gaben ihm Recht: Es kam in Frankfurt zu Spannungen; P. Meinolf war wirklich kein Ersatz für den vielseitig begabten P. Titus aus Dortmund³⁹, und mit seiner Gesundheit wurde es auch nicht besser. Im Gegenteil, jede Erkältung führte bei ihm zu Fieber; er musste öfter das Bett hüten. Was das Predigen angeht, stellte er an sich und an die Mitbrüder große Forderungen. Er wollte die Kanzel in Liebfrauen zur Domkanzel machen und die in der Tat zahlreichen Messbesucher umfassend über den Glauben und die Sittenlehre der kath. Kirche belehren. Doch diesen hohen Ansprüchen entsprachen weder die Mitbrüder noch die Hörer und Hörerinnen von Frankfurt. Es war, als ob sich P. Meinolf etwas vormachte. Vielleicht darf man auf diese Art auch seine Schwindelanfälle erklären, an denen er zunehmend litt und die ein Zelebrieren am Altar oft unmöglich machten. Auf Anraten des Arztes verbrachte P. Meinolf im Juni 1964 eine Kur nach Pfarrer Kneipp im Kurort Bad Wörishofen. Von dort schrieb er dem Provinzial einen langen, aber schwer lesbaren Brief, in dem er um Verständnis für seine Situation bat, von den oben erwähnten überzogenen Ansprüchen und Schwindelanfällen erzählte und Vorschläge machte, wie man seine Arbeitskraft erhalten könne⁴⁰.

Am 2. Juli 1964, gleich nach der Kur, ist P. Meinolf wieder nach Liebfrauen zurückgekehrt. Doch gesund fühlte er sich noch nicht. Er bat den P. Provinzial um einen Genesungsurlaub, der ihm auch gewährt wurde. In dem gleichen Schreiben bat der Provinzial, ihm bis zum 20. August mitzuteilen, wie er sich die Besetzung des Konvents von Frankfurt vorstelle. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit antwortete P. Meinolf in einem diesmal mit der Schreibmaschine geschriebenen langen Brief vom 16. August 1964. Ich zitiere daraus solche Abschnitte, die einerseits etwas zur Person P. Meinolfs sagen, andererseits aber auch offenbaren, was er von der Seelsorge hielt und wie er sich die Arbeit im Konvent vorstellte. Er war

³⁹ Für die großen Talente und Eigenarten von P. Titus, der am 23. August auf der Fahrt mit dem Auto in den Urlaub verunglückte, vgl. den Nachruf von E. Moßmeier, in *Assisi-Glücklein* 41 (1959) 203-210. – Seinem Buch *Das franziskanische Ideal in der heutigen Zeit*, Frankfurt a. M. 1950, räumt K. Esser in seiner Besprechung in *Franz. Studien* 32 (1950) 426-427, einen „besonderen Platz“ ein „wegen mannigfacher Vorteile, die sich sonst selten zusammenfinden“ (426).

⁴⁰ Brief P. Meinolfs aus Wörishofen vom 24. Juni 1964: PARWK 630/25.

ein eifriger Verfechter des damals neuen Begriffs „Teamwork“⁴¹, doch ob er selbst zu dem fähig war, was er forderte, darf nach seinem eigenen Bekunden bezweifelt werden.

Die Aufgabe des Frankfurter Konventes muss bestimmend für seine Besetzung sein. diese Aufgabe ist aber nicht umschrieben mit den Worten Großstadtpfarrei und Beichtkloster. (...) Kloster und Kirche von Liebfrauen haben vielmehr die alles umfassende Aufgabe, genau im Schnittpunkt des sich überstürzenden, hektischen Lebens des Handels, des Luxus und des Geldes, ein geistiger Ruhepunkt, die religiöse Mitte zu sein, wobei die Pfarrei die kirchenrechtliche Basis aller Arbeit ist, die diese Mitte bedingt und erfordert. Man denke an die vielen Gottesdienste, die sonntags wie werktags notwendig sind, um „allen alles zu sein“. eine solche Mitte wiederum erfordert geistig wie religiös geprägte Männer. Darunter verstehe ich nicht Spezialisten der Seelsorge, sondern echte Priester mit gediegener theologischer Bildung und franziskanischer Weltoffenheit, also Männer, die fähig sind, dieser fragenden Welt geistig und religiös Antwort zu geben. Und das wiederum ist nur möglich, wenn diese Männer in Gemeinschaft leben und arbeiten. Also nur im Teamwork ist diese Aufgabe zu lösen. Jedes echte Team hat einen Kopf, der nicht für alle denkt, sondern mit allen denkt. – Ich glaube nicht, dass die Aufgabe hier richtig gesehen wird. Man predigt. Aber wie? Man hört Beichte. Wie? (...) Weil man die gemeinsame Aufgabe hier nicht sah und demgemäß auch das Kloster nicht besetzte, so dass kein Teamwork möglich wurde, war ich über meine Kräfte beansprucht. Ein physischer und psychischer Zusammenbruch war unausweichlich. Zwei Kuren, die ich seit Ostern machte, haben mir die verlorenen Kräfte nicht wiedergegeben. Ich will die nächsten Wochen abwarten, was sich in mir tut, um dann eine Entscheidung zu fällen, ob ich hier überhaupt noch bleiben kann. Und wenn ich eine Bitte aussprechen darf, die nicht mein persönlicher Wunsch ist, sondern das Anliegen von Liebfrauen beinhaltet, dann bitte ich Sie inständig um der Sache, der Religion und des Ordens willen, schaffen Sie hier ein Team. Das kommt nicht zustande durch ein paar halbwegs Gescheite, sondern nur durch Männer, die eine gemeinsame Aufgabe sehen; und das können sie nur in der echten Liebe zur Kirche und zum Orden, den sie beide hier vor aller Öffentlichkeit vertreten. Man vertritt Kirche und erst recht den Orden nicht, wenn man bewusst auf „Modern“ macht. Das ist Mache und nicht Echtheit. Und wenn „Mache“ sich noch hysterisch geriert, dann habe ich den ausgesprochenen Panoptiker, der innerhalb der Kirche auf „Priesterlich“ tut und draußen wie ein Playboy oder Tango-Jüngling auftritt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie hier ein

⁴¹ Wohl nicht zufällig erschien damals ein Aufsatz von P. Lukas [Gämperle], *Vom Geist der Zusammenarbeit*, in *Sanct Fidelis* 46 (1959) 117-122, wieder abgedruckt in *Assisi-Glücklein* 41 (1959) 181-185.

Dialog entstehen kann, wenn man von vornherein auf Gleich-Gleich tut. Weltoffenheit ist Fähigkeit, dieser Welt zu antworten und mit dieser Welt über das Evangelium ins Gespräch zu kommen. Es wird für Sie, Paternität, schwer sein, das Kloster Frankfurt richtig zu besetzen. Wen Sie versetzen, wen Sie hierhin setzen, dazu mag ich Ihnen nicht raten (...) ⁴².

Zweifellos hat P. Meinolf scharf erkannt, was in der damals aufkommenden neuen Bestimmung des Verhältnisses zur Welt den Ordensmann kennzeichnen soll: nicht die Anbiederung, indem er genauso wird wie die anderen, sondern die Fähigkeit, in Dialog zu treten. Auch was er über das Team sagt, dürfte heute noch gültig sein. Freilich vermochte das Definitorium nicht alle Wünsche von P. Meinolf zu erfüllen; der eine oder andere Mitbruder wurde von Frankfurt versetzt, andere kamen hinzu. Meinolf blieb jedoch vorläufig in Frankfurt. Er tat so gut er konnte seine Arbeit im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Er arbeitete auch in der Erwachsenenbildung der Diözese Limburg und hielt Vorträge für Männer und Frauen. Eine Vortragsreihe für Männer vom Oktober 1964 lautete: „Kirche und Politik“, eine andere für Frauen: „Stellung und Sendung der Frau in der Kirche“ ⁴³. Eine Liste der Schwesternbeichtväter für das Triennium 1965-68 weist ihn auch als „Confessarius ordinarius“ für die Franziskanerinnen von Thuine im St. Elisabeth-Frauenheim aus ⁴⁴. Doch in dieser Zeit streckte P. Meinolf seine Fühler auch nach München aus; der wissenschaftliche Eros regte sich wieder in ihm. Gehorsam wie er war, sprach er aber jeden Schritt mit dem Provinzial ab. Dieser verwandte sich sogar für ihn beim Grabmann-Institut in München. Von dort kam Mitte August 1965 folgender Brief von Prof. Werner Dettloff an das Provinzialat in Koblenz-Ehrenbreitstein:

Hochwürdiger Pater Provinzial,

(...) Zu Ihrer Anfrage wegen P. Meinolf Mückshoff kann ich Ihnen folgendes sagen: P. Meinolf kann selbstverständlich jederzeit bei uns im Grabmann-Institut arbeiten, d. h. die Möglichkeiten ausnutzen, die das Institut zu bieten vermag, eine eigentliche Instituts-Stelle (Assistent, Konservator o. a.) kann ich ihm jedoch nicht geben, da die vorhandenen Stellen besetzt sind und auf längere Sicht keine Möglichkeit besteht, weitere zu beantragen. Falls P. Meinolf auf kein offizielles „Aushängeschildchen“ angewiesen ist, würde das ja

⁴² PARWK 630/26.

⁴³ Die getippten Vorträge sind erhalten: PARWK „Nachlass P. Meinolf“. Im Januar 1962 kommentierte er in einem Vortrag *Humanae salutis*; ein weiterer Vortrag vom Juni 1968 beleuchtet „Die seelisch-geistigen Hintergründe der Jugendrevolte“ (13 Seiten).

⁴⁴ PARWK 630/27.

nichts weiter ausmachen. Sollte letzteres jedoch der Fall sein, würde ich Ihnen raten, sich an Herrn Prälaten Michael Schmaus zu wenden, der in der Bayrischen Akademie der Wissenschaften wohl etwas Entsprechendes für P. Meinolf tun könnte. Ich habe in der Richtung bei ihm vorgefühlt und gebe Ihnen diese Auskunft mit seinem Einverständnis.

Alles Gute und herzliche Grüße

Ihr Werner Dettloff⁵⁵.

Dies war für den Provinzial, vor allem aber für P. Meinolf eine erfreuliche Nachricht. Die Fäden wurden nun weitergesponnen. P. Meinolf trat mit dem bekannten Dogmatiker Michael Schmaus (1897-1993)⁴⁶ in München in Kontakt und vereinbarte die Arbeitsbedingungen. Im Oktober 1968 war es dann soweit, dass P. Meinolf von Frankfurt nach Deggingen umsiedelte.

*Wallfahrtsseelsorger in Deggingen (1968-1973, 1980-1991),
Dompönitentiar in Münster (1973-1980)*

In den bisherigen Ausführungen deutete ich schon an, wie oft P. Meinolf mit „Ave Maria“ in Deggingen liebäugelte, weil er von da aus leicht die Universitätsstädte Tübingen und München erreichen konnte. Auch vom Klima her behagte ihm der Süden besser als der Norden oder die laute Stadt Frankfurt. Er erhoffte sich also eine volle Genesung auf der Schwäbischen Alb. Hier im Kloster „Ave Maria“ war die Gemeinschaft viel kleiner als in Frankfurt oder gar in Münster, und die Seelsorge eine ganz andere. Es kamen wohlgesinnte, gut katholische Männer und Frauen auf den Berg, um der barocken Wallfahrtskirche einen Besuch abzustatten. Besonders beliebt waren im Mai die Maiandachten; viele Paare ließen sich hier trauen und fast täglich rollten Busse mit Wallfahrern an. Recht ruhig verliefen hingegen die Wintermonate, die P. Meinolf fast gänzlich für seine Studien nutzen konnte. Ansonsten fuhr er regelmäßig nach München, um dort als Privatdozent seine Vorlesungen zu halten. Im Wintersemester 1969/70 lautete sein Thema: „Die Bedeutung der franziskanischen Geistigkeit in der Entwicklung des menschlichen Denkens seit dem Ausgang des Mittelalters“⁴⁷. Im Sommersemester 1970 las er über „Menschwerdung bei Hegel“; das Manuskript von 190

⁴⁵ Brief von W. Dettloff aus München vom 14. August 1965: PARWK 630/28.

⁴⁶ Vgl. M. Seybold, *Schmaus, Michael*, in *LThK IX*, Freiburg 2000, 172-173.

⁴⁷ So steht es auf der Vorderseite eines Leitz-Ordners im PARWK; er ist aber leer. Daneben liegt ein Block mit Aufzeichnungen über Caesarius von Arles und Martin von Braga.

Seiten ist im Archiv erhalten. Ein anderes Mal beschäftigte er sich mit Franziskanischer Mystik, namentlich mit Marquard von Lindau⁴⁸. Prof. Schmaus hatte ihm die Stelle beschafft, wofür er sehr dankbar war. Nebenher konnte er fleißig die Bibliotheken besuchen, aus Büchern und Zeitschriften kopieren und die Kopien mit nach Hause nehmen in das einsame Kloster auf dem Berg, wo es kaum wissenschaftliche Bücher und Zeitschriften gab. In der Tat finden wir unter dem Nachlass von P. Meinolf mehr als zwei Dutzend fotokopierte Artikel, aufbewahrt in einem Schubert; sie handeln fast alle über die scholastische Theologie, vor allem von Bonaventura. Darüber hinaus finden sich im Nachlass viele Predigten zu allen Sonn- und Feiertagen, sowohl solche nach der Leseordnung vor dem Konzil wie auch solche für die Lesejahre A, B, C nach dem Konzil. Zu dem Zeitpunkt hat er besondere Predigten für Laien ausgearbeitet und viele Konferenzen zur Weltverantwortung der Laien gehalten. Es war ihm ein großes Anliegen, das Konzil umzusetzen und den Laien verständlich zu machen. Handschriftlich erhalten sind: eine Gebetsnovene für das Konzil, sodann folgende Vorträge über die Kirche: das Mysterium der Kirche; die Kirche als mystischer Leib; der eschatologische Charakter der Kirche; die Berufung zur Heiligkeit; die Laien in der Kirche; der Ordensstand; Kirche als das neue Volk Gottes.

1971 erteilte ihm der Bischof von Rottenburg, Karl Joseph Leiprecht, erneut die Jurisdiktion, d. h. die Beicht- und Predigtvollmacht in seinem Bistum⁴⁹. P. Meinolf machte davon eifrig Gebrauch, predigte er doch fast jeden Sonntag, zu Trauungen und Goldhochzeiten und zu den verschiedensten Anlässen bei Aushilfen in den umliegenden Gemeinden; selbst Kinderpredigten finden sich in seinem Nachlass. War er zu Hause, so hörte er oft Beichte, denn viele kamen dazu eigens an den Wallfahrtsort Ave Maria, besonders vor Ostern und Weihnachten.

Mit aller Energie hatte sich P. Meinolf während und nach dem II. Vatikanischen Konzil darauf gestürzt, die Absichten des Konzils zu verdeutlichen, eben herausgekommene Texte zu erklären und die Liturgiereform umzusetzen. Die Predigten und Vorträge in seinem Nachlass geben davon einhellig Zeugnis. Doch ging er hierbei entweder zu forscherisch oder zu wissenschaftlich-intellektuell vor, denn Erfolg und Resonanz blieben weitgehend aus, sowohl beim Volk wie bei den eigenen Mitbrüdern. Jedenfalls kann man dies einem Brief entnehmen, den er am 9. April 1973 von Deggingen aus an Weihbischof Anton Herre geschrieben hat.

⁴⁸ Vgl. N.F. Palmer, *Marquard von Lindau*, in *Verfasser-Lexikon VI*, Berlin 1987, 81-126.

⁴⁹ Originaldokument: PARWK 630/29.

Dieser hatte an das Kloster ein Papier geschickt mit Fragen zur Synodenvorlage „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften – Auftrag und pastorale Dienste heute“⁵⁰. Die Fragen sollten im Konvent durchgesprochen werden und dann eine Antwort an das Ordinariat erfolgen. Stattdessen kam es offenbar in Deggingen nicht zu dem von P. Meinolf ersehnten Dialog, sondern der Guardian überreichte die Fragen an Meinolf, damit dieser sie beantworte. So versteht man die Resignation, die aus dem Beginn des 7-seitigen Schreibens spricht. Wichtige Abschnitte daraus, welche die Auffassung P. Meinolfs zur Theologie und zum Stand des Ordenslebens spiegeln, seien zitiert:

Hochwürdiger Herr Weihbischof,

(...) Ich habe schon früher auf Wunsch meines Provinzoberen die genannte Vorlage durchgearbeitet und sie als Grundlage einer eventuellen Diskussion für gut befunden, zumal sie auch zu weiteren Diskussionen in den einzelnen Gemeinschaften anregen sollte. Wiewohl die jetzt übersandten Fragen wiederum eine Anregung boten, wesentliche Fragen durchzusprechen, kam auch jetzt wie früher keine Aussprache zustande. So wollen nachfolgende Antworten nur als persönliche Meinung verstanden werden, wiewohl ich ihnen eine gewisse Objektivität beimesse. (...) Die in der Vorlage gekennzeichnete Situation entspricht der Wirklichkeit weitgehend. Es ist wahr, dass sich gar mancher Mitbruder der mittleren wie älteren Generation gewissermaßen um seinen Lebenssinn betrogen fühlt. (...) Sie leiden am Fehlen jeglichen religiösen Gemeinschaftslebens, so dass gerade noch der Tisch und das gemeinsame Haus die einzigen Zeichen der Gemeinschaft sind. Dieses Gefühl des Betrogenseins wird noch verstärkt durch das Gefühl, für bestimmte Seelsorgsaufgaben untauglich zu sein, die sich eine jüngere Generation vorbehalten hat, wiewohl das Studium wie das Wissen dieser älteren Generation gründlicher und besser ist als das der jüngeren. (...) Hier handelt es sich nicht um ein Generationsproblem, sondern um die Auffassung des Ordenslebens überhaupt als religiöses Gemeinschaftsleben, das eine spezifisch religiöse Prägung hat. Hier sehe ich den wesentlichen Grund für das Ausbleiben fast jeden Nachwuchses. Ein junger Mensch sieht bei uns kein religiöses Gemeinschaftsleben. Somit glaube ich, dass die letzte Ursache der Ordenskrise bei den Orden selber liegt. Sie haben weder die geistige noch die moralische Kraft aufgebracht, ihren Idealen eine Form zu geben, die diese Ideale für heute durchsichtig und einsichtig macht. Das franziskanische Lebensideal fordert einen großen Verzicht an Lebenskomfort und identifiziert sich nicht mit gewissen theologischen und soziologischen Auffassungen, von denen unsere sogenannte franziskanische Jugend infiziert ist. (...) In der Vorlage finde ich meine Berufung zum Ordensstand im allgemeinen wieder, freilich nicht meine spezifisch franziska-

⁵⁰ Die endgültige Fassung des Synoden-Papiers findet sich in *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe*, Freiburg i. Br. 1976, 549-580.

nische Berufung. Aber weder die eine noch die andere finde ich in meiner Gemeinschaft, in der ich lebe (...) ⁵¹.

Aus dem zuletzt zitierten Satz wird deutlich, dass P. Meinolf auch in Deggingen sich nicht recht wohl fühlte. Es herrschten immer wieder Spannungen zwischen ihm und seinen Mitbrüdern, die wohl zu wenig auf ihn eingingen. Obwohl er alle Freiheiten besaß, seinen Studien nachzugehen, fühlte er sich dennoch zu wenig geschätzt. So war denn im März 1973 die Zeit gekommen, den Ort wieder zu wechseln. Die Provinzleitung machte ihm das Angebot, als Pönitentiar am Dom in Münster zu wirken. Dies war eine Stelle, die seit etwa 1770 den Dominikanern, nach der Säkularisation aber den Kapuzinern anvertraut war ⁵². Es musste P. Meinolf leicht fallen, hierzu ja zu sagen, denn zum einen kehrte er somit in eine Stadt zurück, die ihm bekannt war und weiterhin die Möglichkeit zu studieren bot, zum anderen hatte er wohl eingesehen, dass es besser war, allein zu bleiben als im Kloster zu wohnen. So lebte er von März 1973 bis Oktober 1980 in der Wohnung des Dompönentiaris am Horsteberg 17 in der Nähe des Domes. Zu besonderen Anlässen kam er auch ins Kloster, in dem er früher über zwanzig Jahre doziert hatte. Aber vieles war jetzt anders geworden. Die inzwischen gemeinsam geführte Hochschule der Franziskaner und Kapuziner brauchte ihn nicht; so führte er mehr und mehr das Leben eines einsamen Stubengelehrten. In der Tat nahm er ein ganz neues Thema in Angriff, das ihm von Prof. Alois Schröer (1907-2002) angetragen worden war. Er bearbeitete die Geschichte der Dompredigt und der Domprediger in Münster, ein Werk, das er wirklich vollenden konnte und das ihm hohes Lob einbrachte, wie wir noch sehen werden.

Den 70. Geburtstag feierte P. Meinolf im Kloster im Kreis vieler Mitbrüder, Freunde und Verwandte. Auch der Bischof von Münster, Heinrich Tenhumberg, gratulierte ihm mit folgenden Worten:

(...) Sie haben auf vielfältige Weise unserm Bistum gedient. Als Domprediger verkündeten Sie im Auftrag des Bischofs Gottes Wort. Im St. Paulus-Dom als Pöniten-

⁵¹ Durchschlag des Briefes: PARWK 630/30.

⁵² Als bei der Säkularisierung des ersten Klosters an St. Aegidii 1811 die Patres und Brüder in die Welt zurückkehrten, wurden viele Patres Weltpriester. P. Appolinarius Hölscher war von 1813 bis 1832 Dompönitentiar. Seit 1868 – unter P. Josef Cupertin Moritz aus Mühlbach in Tirol (1821-1905) – haben bis heute ununterbrochen Kapuziner dieses Amt inne. Auch während des preußischen Kulturkampfes war dies die einzige Stellung, welche die Kapuziner in Münster halten konnten.

tiar haben Sie im Laufe der letzten Jahre Tausenden von Gläubigen das Bußsakrament gespendet und als geistlicher Berater zur Verfügung gestanden. Ich bin Ihnen besonders dankbar, dass Sie Beichtvater für so viele Priester geworden sind und auch mir als Beichtvater und geistlicher Berater immer zur Verfügung gestanden haben. – Möge Gottes Güte all Ihr Wirken, das zum größten Teil im Verborgenen geschieht, mit seiner reichen Gnade segnen! (...) ⁵³.

Immer öfter musste P. Meinolf nun zum Arzt; er vertrug das Klima in Münster schlecht, wie er sagte. So sprach er dann auch öfter davon, von der Aufgabe als Dompönitentiar entbunden zu werden. Überraschend schnell reagierte die Provinzleitung:

(...) Das Definitorium gibt mit Beschluss vom 8. Juli 1980 dieser Bitte statt und entbindet Dich von der Aufgabe des Dompönentiaris in Münster. – Gleichzeitig bittet es Dich um Vorschläge, wo für Dich künftig eine Deiner Gesundheit zuträglich ruhige Bleibe sein könnte. (...) ⁵⁴.

In Antwort darauf schreibt P. Meinolf unter anderem:

(...) Besonders dankbar bin ich dafür, dass Sie mir ein Kloster zur Wahl geben. (...) Das Klima Münsters habe ich schon als junger Student schlecht vertragen und hat sicher auch zu meinem jetzigen Zustand beigetragen. Gut bekam mir das Klima der Alb und von dort ist München schnell zu erreichen. Aber Ave Maria ist überbevölkert und hat nicht einmal mehr Platz für einen Zuwachs... ⁵⁵.

P. Meinolf ist also gut informiert über die Situation in Deggingen; er erlebt sie dann selber während einer Kur im August 1980, von der er nach seiner Rückkehr nach Münster dem Provinzökonom P. Josef-Anton Biemer (1916-83) berichtet:

(...) Seit Freitagabend, 5. 9., sitze ich wieder in der Poenitentia hier auf dem Horstberg am Dom. Es ist mir, als ob die guten Wirkungen der Ditzenbacher Heilwasser wieder abklingen, stückweise liquidiert werden. Sicher trägt auch das Klima der Münsteraner Bucht dazu bei. (...) Das Alter ist spürbar geworden und der Tag hat sich geneigt. Mein Wunsch wäre es, noch meine Arbeiten abschließen zu dürfen: eine Studie zur Dompredigt und eine Arbeit über Bonaventuras Einfluss auf die deutsche Mystik, ein Beitrag zur franziskanischen Spiritualität, von der so viel geredet wird. Die 6 ½ Jahre in der Kreuzkapelle des Domes haben mir mehr Kraft

⁵³ Brief des Bischofs H. Tenhumberg vom 10. Januar 1978: PARWK 630/33.

⁵⁴ Brief des Provinzials P. Polykarp Geiger vom 10. Juli 1980: PARWK 630/35.

⁵⁵ Brief P. Meinolfs aus Münster undatiert: PARWK 630/35.

gekostet als die harten römischen Jahre meines Studiums. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Seine Wege sind immer anders. – So schicke ich Ihnen heute meine Ditzenbacher Ausgaben. Mehr zahlte ich nicht. Ich wohnte in Ave neben der Küche. Die freien Zellen waren belegt; zeitweise waren es sechs Gäste; das Haus glich einem Heerlager. Vielleicht lag es auch daran, dass die Kur nicht durchgreifend wirkte. Alles in allem: Ich darf nicht klagen. Ihnen, guter Confrater, gehört mein Gruß und Dank.

cfr. Meinolf⁵⁶.

Dieser Brief war einer der letzten, die P. Meinolf aus seiner Klausur am Dom zu Münster geschrieben hat. Man spürt ihm das Weh des Abschieds an; die Kreise werden enger, die Wünsche bescheidener. Der Brief zeigt auch, wie genau P. Meinolf über seine Ausgaben Rechenschaft ablegte und darauf bedacht war, wenig zu kosten; darum nahm er das Zimmer neben der Küche im Kloster in Kauf statt am Kurort selbst zu wohnen. Im Übrigen ist sein Nachlass selbst schon ein Beweis fast übertriebener Sparsamkeit: Er schrieb von Hand Vorträge, Vorlesungen, Vorarbeiten für Artikel auf die leere Rückseite von Briefen, auf Umschläge, auf leere Seiten der Mitteilungen aus dem Ordinariat, auf alles, was noch irgendwo Platz bot zum Schreiben. Und er sammelte unentwegt Zeitungsausschnitte, Fotos und Stellungnahmen zum Konzil. Insofern ist sein Nachlass eine wahre Fundgrube.

P. Meinolf zog also Ende September 1980 endgültig dorthin, wo er einen Monat zuvor zur Kur geweiht hatte. Nun konnte man ihm eine richtige Zelle anbieten, denn zwei Mitbrüder waren von Deggingen weg versetzt worden. Mit Datum vom 17. Oktober 1980 erteilte das Bischöfliche Ordinariat P. Dr. Meinolf Mückshoff die Curavollmacht⁵⁷. So stieg der Oberhausener wieder in die Arbeit ein, die er 1973 verlassen hatte: Er predigte, traute und hörte Beichte in der Wallfahrtskirche oder in Pfarreien der Umgebung. Im März 1983 durfte er mit P. Erwin Remmler (1906-96), dem ehemaligen China-Missionar, in Ave Maria das goldene Priesterjubiläum feiern. Weihbischof Anton Herre zelebrierte den Dankgottesdienst und predigte. Der Ave-Chor unter der Leitung von Franz Schweizer und eine Bläsergruppe des örtlichen Musikvereins umrahmten den Festgottesdienst. P. Meinolf hatte an diesem Tag nur den einen Wunsch, seine Arbeit über die Domprediger von Münster noch gedruckt zu sehen, denn sie war noch immer

⁵⁶ Brief P. Meinolfs aus Münster vom 9. September 1980: PARWK 630/36. Die Unterstreichungen stehen im Original.

⁵⁷ Bischöfliches Ordinariat 1980, Nr. A 8601, Kopie im PARWK 630/37.

nicht erschienen. Stattdessen durfte er zum Festtag den neuen Führer von *Ave Maria Deggingen* in Händen halten, wozu er den Text verfasst hatte⁵⁸.

Die letzten Jahre seines Lebens wurde P. Meinolf immer gebrechlicher, so dass er kaum noch das Haus verließ. Er lebte zurückgezogen in seiner Klosterklausel, abgeschieden von den Pilgern und zumeist auch von seinen Mitbrüdern. Am Sonntag, den 18. August 1991, rief ihn der Herr über Leben und Tod zu sich in sein Reich. Vier Tage später wurde er im Schatten von Ave Maria beigesetzt⁵⁹.

DAS WISSENSCHAFTLICHE ARBEITEN VON P. MEINOLF MÜCKSHOFF

Schon aus dem bisher Gesagten dürfte deutlich geworden sein, dass P. Meinolfs wissenschaftliches Arbeiten fragmentarisch blieb. Allein schon wegen der Annahme pastoraler Verpflichtungen konnte er nicht durchgehend ein Thema bearbeiten. Zum anderen war er zu gründlich, als dass er sich mit Unvollkommenem begnügte. Er wollte z. B. für die Übersetzung von Marien-Predigten möglichst alle Codices einsehen, die es gab, und ließ sich dafür Mikrofilme und Fotokopien kommen, die heute noch bei seinem Nachlass im Archiv vorhanden sind. Aber zu einer kritischen Edition oder auch nur Übersetzung kam es nie. Unvollendet blieb so manches, was er ins Auge gefasst hatte. Was er aber zur Mariologie veröffentlicht hat, übertrifft nicht nur alles andere, sondern zeugt auch von einer breiten Kenntnis der Quellen und ist bis heute nicht überholt. Darum muss die Lehre über Maria hier an erster Stelle stehen. Auch zeitlich trifft dies zu, denn P. Meinolf arbeitete sofort nach seiner Rückkehr von Rom bei der Mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen mit und veröffentlichte in den 1950-er Jahren seine wichtigsten Studien zu Fragen über Maria.

Die Mariologie P. Meinolfs

Als am 1. November 1950 die Lehre der Kirche von der leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel zum Dogma erklärt wurde, war dies für P. Meinolf ein willkommener Anlass, die katholische Auffassung von der Vollendung des Menschen der materialistischen Auffassung der Zeit entgegenzustellen, die kirchliche Lehre von der Auserwählung Marias in Wort und Schrift zu erklären und Maria

⁵⁸ M. Mückshoff, *Ave Maria Deggingen*, Deggingen, o. J. [aber 1983]

⁵⁹ Kurzer Nekrolog in *Analecta OFMCap* 108 (1992) 210.

als „die Enthüllung Gottes über das Geheimnis der Welt und des Menschen“ darzustellen, wie er es im Oktober 1950 in der Kirchenzeitung von Münster in drei Folgen getan hat⁶⁰. In Predigten und Zeitungsbeiträgen hatte P. Meinolf sich also schon vielfach über Maria geäußert, bevor er mit wissenschaftlichen Studien in Erscheinung trat. Von diesen allein soll hier nun die Rede sein.

Maria unsere Stellvertreterin nach Laurentius von Brindisi

In dem schon zitierten Brief vom 7. Juni 1954 schreibt Meinolf Mückshoff:

Die Arbeit, die ich seiner Zeit in Rom (1951) über Roger Marston schrieb, wartet immer noch auf ihre Fertigstellung. Einmal fehlen mir einige Quellen, an die ich hier nicht heran kann; ich musste damals auf Drängen von P. Raymund nach Münster zurück. Fürs Zweite brachte mich meine Krankheit – ich setzte ein halbes Jahr aus – ins Hintertreffen. Seit dem vorigen Jahr spannt mich Prof. Feckes sehr stark ein. Ich kann mich dieser jungen deutschen mariologischen Gesellschaft, deren Mitglied ich bin, nicht verschließen, weil ich der einzige deutsche aktive Kapuzinerlektor bin; wollte ich mich zurückziehen, ist der Orden nicht mehr vertreten. Meine erste Arbeit für die genannte Gesellschaft erscheint noch in diesem Jahr; sie ist bereits im Druck. Das Thema: Die Stellvertretung der Menschheit nach dem hl. Laurentius von Brindisi. Kaum dass ich diese erste Arbeit geleistet habe, steht Prof. Feckes von neuem hinter mir mit einem ihm typischen Drängen⁶¹.

Ein Exemplar von der hier genannten, in Rom verfassten Arbeit über den frühen englischen Franziskanertheologen Roger von Marston⁶² konnte ich nirgendwo finden; es handelt sich wohl um eine Seminararbeit, die P. Meinolf weiter ausbauen wollte. Typisch für ihn ist, dass er für unvollendet Gebliebenes Entschuldigungen findet, hier den Befehl des Provinzials Raymund Linden (1904-81), dann seine Krankheit. Gleichzeitig macht er sich wichtig als „einziger deutscher aktiver Kapuzinerlektor“, was allein schon im Blick auf Münster nicht stimmt, von Eichstätt, Solothurn und Innsbruck ganz zu schweigen. Er sonnt sich im Licht von Prof. Carl Feckes (1894-1958)⁶³, dem Leiter der Mariologischen Arbeitsgemeinschaft. Dieser hat ihn zum internationalen mariologischen Kongress im Oktober 1954 in Rom eingeladen und um ein Referat gebeten. Feckes hatte

⁶⁰ Vgl. oben Anm. 26.

⁶¹ Brief P. Meinolfs aus Münster vom 7. Juni 1954: PARWK 630/19.

⁶² Zu ihm vgl. A. Emmen, in *LThK*² VIII, Freiburg 1963, 1358.

⁶³ Zu ihm vgl. M. Bernards, in *LThK*² IV, Freiburg 1960, 84-85.

allen Anlass dazu, denn der junge Kapuziner hatte bei der Studententagung der Arbeitsgemeinschaft im Dezember 1953 in Königstein schon bewiesen, was er kann. Hier hatte er für das deutschsprachige Publikum wohl erstmals die Bedeutung des erst 1881 von Papst Leo XIII. heilig gesprochenen Kapuziners Laurentius von Brindisi (1559-1619) auch für die Mariologie herausgestellt⁶⁴. Die dann ein Jahr später in den Kongressakten veröffentlichte Studie⁶⁵ ist die gründlichste und längste in dem stattlichen Band. Die 169 Anmerkungen sind alles andere als überflüssiges Beiwerk; sie belegen vielmehr, dass der Verfasser die laurentianische Lehre über Maria nicht nur mit franziskanischen Autoren vor Laurentius – von Antonius aus Lissabon über Bonaventura, Duns Scotus, Ubertin von Casale, Bernardin von Siena bis Angelo Volpi – vergleicht, sondern auch mit namhaften Mariologen jener Epoche, den Jesuiten Petrus Canisius, Robert Bellarmin, Franz Suarez, und mit den mystischen Lehren des Bischofs Franz Sales; ferner hat er die internationale Sekundärliteratur, einschließlich der Niederländischen, zu Rate gezogen. M. Mückshoff geht vor allem auf die 60 Predigten ein, die der hl. Laurentius in seinem *Mariale* nach einem bestimmten Plan geordnet hat. „Sie stellen einen in sich geschlossenen mariologischen Traktat dar und bilden zusammen eine vollständige, organisch aufgebaute Marienlehre. Majestätisch steht dieses mariologische Gebäude, aufgebaut auf den festen Prinzipien der Schrift und Tradition, klar in der Linie der franziskanischen Überlieferung, die hier konsequent zu Ende gedacht wird“ (203). Nachdem der rheinische Kapuziner seinen gelehrten Mitbruder aus Brindisi so in die franziskanische Tradition eingeordnet hat, befragt er ihn zu dem auf dem Kongress behandelten Thema. Er entwickelt es methodisch gekonnt und klar in zwei Schritten: Zuerst fragt er nach der „Stellung und Sendung Mariens im ewigen Ratschluss der göttlichen Vorherbestimmung (*in decreto divinae praedestinationis*)“ (208-237), dann nach der „Stellung und Sendung Mariens in der tatsächlichen Erfüllung des göttlichen Heilsplanes“ (237-259). Auf beide Fragen gibt er jeweils fünf Antworten, die mit lateinischen

⁶⁴ Vgl. die lobenden Worte von J. Backes, *Die 3. Tagung der Mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen*, in *Trierer Theolog. Zeitschrift* 63 (1954) 116-117.

⁶⁵ M. Mückshoff, *Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria nach dem hl. Laurentius von Brindisi*, in *Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria. Ehrengabe an die Unbefleckt Empfangene von der Mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen dargereicht*. Herausgegeben von Carl Feckes, Paderborn 1954, 199-259. Für die Zitate aus diesem Artikel werden die Seitenzahlen im Folgenden in Klammer im laufenden Text angegeben.

Zitaten aus den *Opera omnia* Laurentius' belegt werden; sie lauten prägnant in den Überschriften formuliert:

1. Mit Christus vorherbestimmt;
2. Zum Zeugnis der allmächtigen Liebe;
3. Vorherbestimmt zur Mittlerin aller Gnaden vor jeder Sünde;
4. Vorherbestimmt zum Urbild aller Kreatur;
5. Vorherbestimmt zum Ziel der Schöpfung.

Die weit ausholende, von der Bibel und den Vätern her argumentierende Sicht des hl. Laurentius lässt es nach M. Mückshoff zu, bezüglich der Stellvertretung der Menschheit durch Maria zu folgern:

Es ist Gottes ewiger Weltenplan, zum Zeugnis seiner allmächtigen Liebe die Schöpfung durch die Menschwerdung seines Sohnes von Anfang an in engster Lebens- und Liebesgemeinschaft mit ihm existieren zu lassen. Maria ist die erste Kreatur, mit der er diesen Lebens- und Liebesbund eingeht. Sie erwählt er sich zur Tochter und Braut. Ihr schenkt er seinen Sohn, dass sie ihm Mutter sei und *Socia* im Werk der Weltvergöttlichung. Darum ist Maria zugleich und eins mit Christus, dem „Erstgeborenen vor aller Schöpfung“, vorherbestimmt und mit ihm und durch ihn das uranfängliche Prinzip aller Kreatur in einer dreifachen Wirkkraft der *causa exemplaris, mediatrix und finalis*“ (236).

Der ewige Heilsplan Gottes, durch Christus und Maria eine Welt zu heiligen, sie in engster Gemeinschaft mit ihm existieren zu lassen, konnte durch die Sünde des Menschen nicht vereitelt werden. Im Gegenteil, die Macht und Herrlichkeit Christi leuchtete umso heller auf. Wohl war der Baum der Menschheit durch den dämonischen Sturm der Sünde seiner gottgeschenkten Blüten, Blätter und Früchte beraubt. Nackt und bloß stand er da. Aber er konnte in seiner ursprünglichen Schönheit und Fruchtbarkeit erneuert werden, weil der Wurzelgrund und die Triebkraft dieses Baumes, Christus und Maria, intakt waren; sie konnten nicht vergiftet werden. Dies liest P. Meinolf vor allem aus dem Kommentar des Kirchenlehrers Laurentius zu Genesis 3,15. Christus und Maria so eng verbunden zu sehen, bringt es mit sich, dass er auf die Frage nach der „Stellung und Sendung Mariens in der tatsächlichen Erfüllung des göttlichen Heilsplanes“ mit folgenden fünf Unterpunkten antwortet:

1. Maria als Conprinzip der Erlösung und Erneuerung;
2. Der neue Bund Gottes mit der Menschheit durch Maria;
3. Die lebendige Gnadenstätte im neuen Gottesbund;

4. Die Besiegelung des neuen Bundes durch das gemeinsame Opfer Christi und Mariens;

5. Königlich-mütterliches Mittlertum.

Vor allem zum letzten Punkt kann P. Meinolf viele franziskanische Autoren anführen⁶⁶. Doch auch für die vorausgehenden findet er Zeugnisse bei den griechischen und lateinischen Kirchenvätern, bei Franziskanern und schließlich beim Kapuziner Laurentius, bei dem sich Marias Gnadenmittlertum aus ihrem Königtum und ihrer geistigen Mutterschaft ergibt.

Das eine begründet ihre gottgeschenkte Macht, die in die Tiefen des göttlichen Willens reicht, die andere begründet ihre Liebe, die ihr eigenes Wollen bestimmt; zwei Titel, die nicht getrennt, sondern eins gedacht werden müssen, weil sie gemeinsam eine Mittlerschaft tragen, die königlich-mütterlich ist (250).

Der deutsche Dogmatiker glaubt aus seiner interpretierenden Lektüre des *Mariale* von Laurentius folgenden Schluss ziehen zu dürfen:

Maria wird aufgerufen, dem Frieden suchenden Gott für die Welt und an Stelle der Welt das Jawort zu geben, von dem das Heil der Welt abhängt. Sie spricht es. Die göttliche Ehe wird in diesem Ja geschlossen und vollzogen. Christus, der Welterlöser wird geboren. In Maria und durch Maria beginnt er sein Heilswerk. Mit Maria beschreitet er seinen Erlöserweg, der sich im gemeinsamen Opfer auf Golgotha vollendet. In diesem Opfer Christi und seiner Mutter wird die Welt von ihrer Schuld befreit und fähig gemacht, die vergöttlichenden Lebensströme wieder aufzunehmen, die wiederum vermittelt werden durch Christus und Maria, der wahrhaft königlichen Mutter der erlösten Menschheit. Wie Christus „Mediator Dei“ ist, so ist Maria „Mediatrix Christi“. – Das alles besagt eine Stellvertretung der Menschheit durch Maria im Welterneuerungsprozess in letzter Form und stärkster Möglichkeit. Nichts soll nach Gottes ewigen Plänen ohne die Menschheit geschehen, nicht ihre Erlösung, nicht ihre Begnadung. Nichts konnte aber an ihr geschehen – nach den ewigen Plänen – ohne Maria. – In einer solchen theologischen Schau, die den ewigen Weltenplan und seine tatsächliche Erfüllung umfasst, ist Maria die Menschheit in ihrer Urbildlichkeit, in ihrer Erlösungsmöglichkeit, in ihrer Erlösungsvollendung. Darum

⁶⁶ Er beruft sich dabei auf L. Di Fonzo, *La regalità universale di Maria nel pensiero dei Dottori francescani*, in *Luce Serafica* 17 (1941) 55-57, 103-105 (Antonius von Padua); 202-206 und 18 (1942) 29-31, 49-52 (Bonaventura); 19 (1943) 69-71 (Konrad von Sachsen). Dies ist nur ein Beispiel dafür, wie der Verfasser auch kleine Zeitschriften konsultiert hat. Der kritische Apparat lässt verstehen, warum P. Meinolf immer wieder gern nach Rom fuhr.

nennt sie der hl. Laurentius auch oft das „Compendium totius Ecclesiae“ (258, mit Hinweis auf sieben Stellen im *Mariale*).

Man spürt an dieser Studie, mit welcher Akribie und Leidenschaft sich der Verfasser dem ihm auferlegten Thema zugewandt hat. Er hat es meisterhaft bearbeitet – wie bis heute kein zweiter mehr im deutschsprachigen Raum. Gewiss ist man heute vorsichtiger, Maria im AT vorausgebildet zu sehen, und kaum ein Theologe verknüpft die Erlösung durch Christus so eng mit der Rolle Marias. Das II. Vaticanum hat darin eine große Ernüchterung gebracht. Dies ist wohl auch der Grund, warum P. Meinolf keine weiteren Arbeiten über Laurentius von Brindisi mehr vorgelegt hat. Die Welle der Begeisterung darüber, dass er am 19. März 1959 von Papst Johannes XXIII. zum Kirchenlehrer erhoben worden ist, ebte sehr schnell ab, was man auch an dem ihm zugestandenem Raum in der zweiten bzw. dritten Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche erkennen kann⁶⁷. Die Mariologie des „Doctor apostolicus“ mag in ihrer überschwänglichen Ausführlichkeit nicht mehr in unsere ökumenisch sensible Zeit passen, dennoch hätte sie es verdient, weiter studiert zu werden gerade im Blick auf die Ökumene⁶⁸. Vor allem wäre das *Mariale* als ein unübertroffenes Kompendium franziskanischer Marienlehre und -verehrung wie auch als vielsagendes Zeitdokument ins Deutsche zu übersetzen, so wie es der mit dieser Festschrift geehrte Mitbruder ins Spanische übersetzt hat⁶⁹. Es wäre auch ein Zeichen der Dankbarkeit gegenüber dem großen Theologen und klugen Diplomaten, der die Seele der katholischen Politik wurde, seit er seinen Fuß auf deutschen Boden setzte, durch seine Predigt die Feldherren zur Einheit mahnte und so zum Sieg über die Türken bei Stuhlweißenburg (1601) beitrug. Vor allem die bayrischen und österreichischen Kapuziner ehren in ihm den Gründer vieler Klöster (München 1599, Innsbruck 1593, Salzburg 1596), da er 1599 auf Bitten des Erzbischofs von Prag Österreich-Ungarn durchreiste,

⁶⁷ Vgl. B. Dickers, in *LThK*² VI, Freiburg 1961, 829-830, und L. Lehmann, in *LThK*³ VI, Freiburg 1997, 684.

⁶⁸ Vgl. Bernardino de Armellada, *Por una mariología ni excluyente ni excluida. Mirada ecuménica desde el pensamiento franciscano*, in *Laurentianum* 44 (2003) 271-297.

⁶⁹ San Lorenzo de Brindisi, *Marial. María de Nazaret, Virgen de la Plenitud*. Traducción del latín por Agustín Guzmán Sancho y Bernardino de Armellada, introducción, notas y revisión por Bernardino de Armellada (B.A.C. 645), Madrid 2004. – Ebenso auch auf Englisch: Saint Lawrence of Brindisi, *The Mariale*. Translated from the Latin by Vernon Wagner, Delhi 2007 (als erster von 12 Bänden der *Opera omnia*). Vgl. B. Vadakkekara, *A Tribute to St. Lawrence of Brindisi, doctor of the Church (1959-2009)*, in *CF* 79 (2009) 305-312.

durch seine Predigten den katholischen Glauben festigte und Mitbrüder an Orten hinterließ (Prag 1599, Wien und Graz 1600), die er später als Generalminister (1602-05) zu Klöstern erhob. Nicht ohne Grund hat die neu errichtete Österreichische Kapuzinerprovinz den hl. Laurentius zu ihrem Patron erwählt⁷⁰. Sein apostolischer Eifer möge auch sie durchdringen!

Im gleichen Jahr, in dem die umfassende Studie über Laurentius erschien, erschien auch ein kurzer Aufsatz über einen sonst kaum bekannten Servas Sanctus von Faenza, auch Tuscus genannt, da er aus der Toskana stammte, näherhin aus Orioli bei Faenza. Dieser Minorit, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts gestorben ist, hat außer seinem verbreiteten *Liber de virtutibus et vitiis* auch ein *Mariale* verfasst oder besser: einen kurzen Traktat *De laudibus Virginis Mariae*, wie er im Codex von Florenz betitelt ist. Daraus ediert P. Meinolf das Kapitel über die doppelte Heiligung Marias: zuerst im Schoß ihrer Mutter, dann in vollem Maß (*gratia plena*), als sie in ihrem jungfräulichen Schoß das Wort Gottes empfängt, das durch sie Fleisch werden will⁷¹. Mückshoff stellt fest, dass diese Lehre fast wörtlich von Alexander von Hales abhängt und auch vieles Augustinus und Anselmus verdankt. In einer mustergültigen Edition gibt er diese Quellen zum Vergleich an und selbstverständlich auch die Varianten, die er in den von ihm herangezogenen vier Codices gefunden hat. Diese kleine Studie ist die einzige Fortsetzung der Editionsarbeit von 1940, in der er den Minderbruder aus Faenza auch schon erwähnte⁷².

Wie er in seinen Briefen immer wieder durchklingen lässt, wäre er gerne noch zu weiteren solchen Editionen gekommen, aber die Lehrtätigkeit und die Schwierigkeiten, an Handschriften zu gelangen, ließen dies nicht zu.

⁷⁰ M. Jöhri, *Dekret zur Gründung und Errichtung der neuen Österreichischen Kapuzinerprovinz*, in *Analecta OFM Cap* 123 (2007) 26-30; J. Undesser, *Hl. Laurentius von Brindisi, Titel und Patron der neuen Österreichischen Kapuzinerprovinz*, in *Österreichische Kapuzinerprovinz* 1 (2007) 1-3.

⁷¹ Meinolfus ab Oberhausen (Mückshoff), *Servas Sanctus de Faventia, O.Min., De duplici sanctificatione B. Mariae Virginis*, in *CF* 24 (1954) 397-402. – Man beachte, dass nur hier der Verfasser nach dem Ortsnamen seiner Herkunft bezeichnet wird – wie es bis in die Mitte des 20. Jh. üblich war; er selbst nannte sich von seiner Doktorarbeit an immer mit dem Familiennamen; Zeichen eines neuen Denkens im Orden.

⁷² M. Mückshoff, *Die Quaestiones disputatae de fide*, 119-120.

Bericht über die Immaculatalehre auf dem mariologischen Kongress 1954 in Rom

Unter den Mariologen der Franziskaner und Konventualen in Rom muss P. Meinolf schon einen Namen gehabt haben, denn er erhielt von dort das Angebot, beim nächsten Kongress im Oktober 1954 etwas zum Thema der „Unbefleckten Empfängnis“ vorzutragen. Er greift die Anfrage auf und denkt an ein Referat über den Beitrag der Kapuziner zur Frage der Immaculata. Eben deswegen schreibt er am 7. Juni den besagten Brief an P. Bonaventura Dickers in Rom, um zu erfahren, ob das Thema schon von einem anderen Kapuziner abgehandelt wurde oder wird. Der Mitbruder muss sehr schnell geantwortet haben, denn schon am 21. Juni schreibt P. Meinolf erneut an P. Bonaventura im Historischen Institut:

Deine Antwort ließ meine Entscheidung leicht werden. Nach einer kurzen Rücksprache mit Raymund weiß ich nun, dass ich in dieser kurzen Zeit – es bleiben mir de facto nur zwei Monate zur Arbeit – auch das eingeschränkte Thema nicht behandeln kann, so interessant übrigens diese Forschung in sich wäre. Die Vorarbeiten sind zu schwach. Ich werde es aber für spätere Zeiten ins Auge fassen. P. Raymund wies mit Recht auf die Arbeit von P. Pius hin, der seit Jahren mit einem unsagbaren Überschuss an Zeit – er kann sich darüber nicht beklagen – an seinen Exerzitienbüchlein „herumdoktert“ und von einem zum anderen Semester hofft und immer weiter hofft trotz aller zerschlagenen Hoffnungen. Ich glaube zwar, dass es ihm an der Methodik fehlt, aber das sei als persönliche Meinung ausgesprochen, der jeder Zeit widersprochen werden kann⁷³.

P. Meinolf macht also einen Rückzieher und nimmt das Referat nicht an, obwohl er damit Neuland hätte betreten können. Ist es Angst? Traut er sich nicht zu, aus dem vielen, was er schon gelesen hatte, eine Synthese zu machen? Warum befragt er zu diesem Thema nicht Laurentius von Brindisi, dessen edierte Werke er schon kennt und gründlich studiert hat? Dass nur zwei Monate zur Ausarbeitung bleiben, wusste er schon vorher. Wiederum schiebt er also die Arbeit auf, und was dann tatsächlich 1957 erschienen ist, stellt keine Fortführung der Immaculata-Debatte bei den Kapuzinern dar, sondern nimmt die ganze franziskanische Tradition in den Blick, was von den Vorarbeiten her leichter war.

Nicht zu überhören ist in dem zitierten Briefabschnitt wiederum wie im vorigen Brief ein Seitenhieb auf P. Pius, den er um den „unsagbaren Überschuss an Zeit“ beneidet und ihm außerdem noch unterstellt, keine Methode zu haben.

⁷³ Brief P. Meinolfs aus Münster vom 21. Juni 1954: PARWK 630/20.

Hier bahnen sich Zwistigkeiten an, die später das Lektorenkollegium in Münster belasten und mit dazu beitragen, dass P. Meinolf 1960 den Pfarrdienst in Frankfurt übernimmt. P. Bonaventura muss in seiner Antwort aus Rom sich auch skeptisch über den Nutzen von so vielen Kongressen geäußert haben, denn P. Meinolf schreibt im selben Brief:

Dein skeptisches Gefühl gegen die moderne Kongressitis kann ich verstehen und beinahe möchte ich es teilen, wenn ich nicht von unserer mariologischen Arbeitsgemeinschaft her andere Erfahrungen hätte. Jedenfalls wurde bisher auf unseren jährlichen Tagungen ordentlich und fest zugepackt, so dass ich immer froh war, wenn die Tage vorüber waren. Wenn ich zum römischen Kongress fahre, dann nur, um den Stand der mariologischen Forschung und die Methode der Forscher kennen zu lernen⁷⁴.

P. Meinolf hält die Teilnahme also für wichtig, auch wenn er selber kein Referat hält. Auch er ist skeptisch gegenüber zu vielen Kongressen, aber die mariologische Arbeitsgemeinschaft ist für ihn eine Ausnahme und Rom auch. Dass diese nicht die einzigen bleiben, das zeigt z. B. seine Teilnahme am ersten internationalen Kongress für mittelalterliche Philosophie in Löwen vom 28. August bis 4. September 1958, an dem unter anderen auch Ludwig Hödl (Bonn), Jean-Pierre Müller OSB (Rom) und Joseph Ratzinger (Bonn) teilgenommen haben⁷⁵.

P. Meinolf fuhr also nach Rom, um an dem genannten zweiten internationalen mariologischen Kongress teilzunehmen. Auf ihm versammelte sich alles, was Rang und Namen hatte: Bischöfe, Theologen aller kath. Fakultäten und Orden und wenige Laien. Das Hauptthema war die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis. Darum konnte der Motor und Organisator des Treffens, der kroatische Franziskaner Carl Balić, den Kongress-Akten, die in nicht weniger als 18 Bänden erschienen sind, den Titel geben: *Virgo Immaculata*⁷⁶. P. Meinolf als Kapuziner mischte sich unter die zahlreich auf dem Kongress vertretenen Franziskaner und Konventualen. Wie er sich dabei eingebracht hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Er hat aber einen detaillierten Bericht über die vier franziskanischen

⁷⁴ Brief P. Meinolfs aus Münster vom 21. Juni 1954: PARWK 630/20.

⁷⁵ Vgl. *L'Homme et son destin d'après les penseurs du Moyen Age. Actes du premier congrès International de philosophie médiévale*, Louvain – Paris 1960.

⁷⁶ *Virgo Immaculata. Acta Congressus Mariologici-Mariani Romae anno MCMLIV celebrati*, 18 vol., Romae 1955-57; vgl. die Besprechung von J. Kaup in *Franz. Studien* 38 (1956) 430-432; 39 (1957) 503-505.

Sektionen auf dem Kongress geschrieben⁷⁷. Daraus dürfen wir schließen, dass er nicht nur aufgepasst und fleißig mitgeschrieben, sondern sich auch zu Wort gemeldet hat. Latein oder Italienisch zu sprechen, machte ihm ja keine Mühe. Wer wissen will, was die über hundert Vertreter der franziskanischen Orden auf diesem Mammutkongress verhandelt haben, ist mit Mückshoffs Bericht bestens bedient. Denn kenntnisreich zeigt er: 1. die Bedeutung des Johannes Duns Scotus in der Frage der Immaculata; 2. die Gründe für die verschiedenartige Scotus-Interpretation; 3. Die Auffassung des Duns Scotus selbst; 4. die Auffassung der Scotisten um die Mitte des 20. Jahrhunderts; 5. die Einflussnahme der Franziskanertheologen auf die kirchliche Dokumentation; 6. den franziskanischen Schriftbeweis und 7. das franziskanische Gedankengut im außerkirchlichen Raum.

Nachdem P. Meinolf sowohl die Referenten aufgezählt wie auch deren Referate genannt und kurz beschrieben hat, gelangt er zu dem recht positiven Urteil:

Auf das Ganze gesehen wird man nicht leugnen können, dass die Franziskanerschulen, getreu ihrer großen Tradition, der die Kirche selber im Dogma von der Unbefleckten Empfängnis ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat, auch auf diesem internationalen mariologischen Kongress eine unvergleichliche Arbeit geleistet haben. Sie sind gewillt, sie fortzusetzen. Darum haben sie neben den großen mariologischen Forschungsstätten, wie die Academia Mariana in Rom und die Commissio Marialis Franciscana in Washington, schon seit Jahren an ihren Fakultäten einen eigenen Lehrstuhl für Mariologie. Was dem oberflächlichen Beobachter auf dem Kongress als erdrückende Fülle erscheinen mochte, ist tiefer geschaut das Zeugnis ernster und weitsichtiger Forschung⁷⁸.

Eines ist sicher: Von diesem Kongress an zieht sich die Mariologie wie ein roter Faden durch die Vorlesungen von Mückshoff in Münster und München wie auch durch seine Veröffentlichungen bis etwa 1960. Aus heutiger Sicht habe ich aber den Eindruck, dass die Jahrhundertfeier der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis zu aufwändig begangen wurde und ohne Einbezug der anderen Kirchen, welche diesen Glaubenssatz niemals verbindlich gemacht haben. Es scheint, als hätten sich die intellektuellen Kräfte im Franziskanerorden – genauso auch im Kapuzinerorden, der ebenfalls mit einer stattlichen Festschrift unter der Guide des unermüdlich tätigen P. Melchior von Poblatura an die Öff-

⁷⁷ M. Mückshoff, *Die Immaculatalehre in der franziskanischen Theologie*, in *Franz. Studien* 37 (1955) 273-284.

⁷⁸ Ebd. 284.

fentlichkeit trat⁷⁹ – in den 50er Jahren ganz auf die Immaculata Conceptio konzentriert und in Kirche und Orden dringlichere Probleme aus den Augen verloren. Der riesige Kongress in Rom und die zahlreichen Veröffentlichungen zur Mariologie sind gewiss ein glanzvoller Höhepunkt, aber im gewissen Sinn auch ein Endpunkt, denn die Themen schienen sich erschöpft zu haben, und zehn Jahre später begann mit dem II. Vatikanischen Konzil eine neue Ära der Mariologie, die sich bescheidener und ökumenischer gibt.

Die mariologische Prädestination in der franziskanischen Theologie

Ein glanzvoller Höhepunkt, doch im gewissen Sinn auch ein Endpunkt ist auch die umfangreichste mariologische Studie von Meinolf Mückshoff, die er 1957 in *Franziskanische Studien* veröffentlicht hat⁸⁰. Warum er sie nicht als Buch herausgegeben hat oder herausgeben konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls hätte sie eine Aufnahme in die Buchreihe „Franziskanische Forschungen“ verdient gehabt, denn sie umfasst immerhin 214 Seiten und ist von solchem Reichtum an Quellenzitaten und von solcher Stringenz, dass sie bleibenden Wert besitzt. Wie die Studie über Laurentius von Brindisi greift sie – was vom Titel her nicht zu erwarten wäre – weit hinter die Franziskanerschule zurück auf die apostolischen Väter der griechischen wie der lateinischen Tradition, die Vorscholastik und die Scholastik und kommt dann auf die Franziskanerschule von Robert Grossatesta bis Duns Scotus zu sprechen. Bekannte und weniger bekannte Namen ziehen an einem vorüber; man wird fast erschlagen von der Fülle. Im ersten Teil (290-361) behandelt der Verfasser die absolute Prädestination Christi, im zweiten Teil (362-500) die absolute (nach anderen Autoren relative) Konprädestination Marias. Da auf diesem zweiten Teil der Hauptakzent liegt, führt der Verfasser die Reihe der Zeugen für eine Prädestination Marias in Ost und West bis ins 18. Jahrhundert fort. Im Text werden die Zeugnisse inhaltlich aufgeführt, manchmal auch auf Griechisch oder Latein zitiert; in den überreichen Anmerkungen (es sind 772) steht oft der mehr oder weniger lange Text, auf den sich die Aussage bezieht, oder wenigstens der Fundort bei zugänglichen Editionen; auch zahlreiche Hin-

⁷⁹ *Regina Immaculata. Studia a sodalibus capuccinis scripta occasione primi centenarii a proclamatione dogmatica Immaculatae Conceptionis B. M. V. collecta et edita a P. Melchiorre a Pobladura* (Bibliotheca seraphico-capuccina, 15), Romae 1955.

⁸⁰ M. Mückshoff, *Die mariologische Prädestination im Denken der franziskanischen Theologie*, in *Franz. Studien* 39 (1957) 288-502.

weise auf die einschlägige internationale Literatur fehlen nicht. Ein hochwissenschaftliches Werk also, das zugleich von erstaunlichem Fleiß zeugt.

P. Meinolf findet Spuren eines absoluten christologischen Prädestinationsgedankens in der nachapostolischen Zeit. Sie „verdeutlichen sich in den theologischen Überlegungen der vornizänischen Väter: Justin († 163/7), Theophil von Antiochien (fl. 180), Athenagoras (fl. 177), Tertullian (fl. 197-222), Cyprian († 258), Hippolyt († 235) und Clemens von Alexandrien († 211/16). Aus ihrer Offenbarungslehre wie aus ihrer Logospekulation ergibt sich diese absolute Vorherbestimmung Christi zur Menschwerdung“ (293). Bei der Heerschau über die Zeugen dieser Lehre in den folgenden Jahrhunderten kann er mit dem überraschenden Ergebnis aufwarten, dass bis zum Auftreten der Dominikanerschule gegen Mitte des 13. Jahrhunderts sowohl der Orient wie der Okzident einmütig für diese Lehre Zeugnis geben. Selbstverständlich sagen alle Zeugen, der Gottmensch sei zur Erlösung prädestiniert und gesandt, aber keiner redet so, dass man annehmen müsste, er wolle die absolute Prädestination, die er mit Schweigen übergeht, ablehnen. Hier darf man den Verfasser kritisch fragen, ob es erlaubt ist, aus dem Schweigen eine Behauptung zu machen. Jedenfalls zeigt er auch von den anderen Zeugen, auf die sich die Thomisten berufen, dass sie neben der stark betonten Erlöserbestimmung Christi auch eine primäre, universale und absolute Prädestination Christi explizit aussprechen oder doch andeuten, so Irenäus, Athanasius, Cyrill von Alexandrien, Cyrill von Jerusalem, Gregor von Nyssa, Maximus der Bekenner, Johannes von Damaskus, Adam der Schotte und Hugo von St. Victor. Indem der Verfasser zum Ergebnis kommt, dass die Lehre von der absoluten Prädestination, wie sie von franziskanischen Autoren, namentlich Duns Scotus herausgearbeitet worden ist, die einmütige Tradition hinter sich hat, stellt er seine Zeitgenossen vor etwas kaum Fassbares, denn noch 1930 hatten der Jesuit A. d'Alès, 1951 der Dominikaner H. Bouëssé und sein Ordensbruder F. Lemoine festgestellt, die absolute Prädestination hätte in der Tradition nicht die geringste Stütze (vgl. 291 Anm. 6). Mückshoff schließt den ersten Teil seiner Untersuchung mit den Worten:

So hat die Franziskanerschule an der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert ihr vielleicht schwerstes, sicher aber ihr strittigstes Problem gelöst: die *praedestinatio Christi absoluta*. In ihr sieht sie den geoffenbarten Weltenplan in seiner inneren Einheit am besten gewahrt und die Stellung Christi in ihm in ihrer Erhabenheit gesichert. Denn die absolute Prädestination Christi, wie Scotus und Ramon Lull sie lehren, schließt keineswegs die Erlösung aus, sondern begründet sie vielmehr logi-

scher, insofern sie überhaupt die Zulassung eines Einbruchs der Sünde in Gottes herrliche Schöpfung verständlich macht, da in einem absolut prädestinierten Christus das Prinzip einer glorreichen Überwindung und Erlösung von vornherein gegeben war (361).

Für Mückshoff folgt die absolute Konprädestination Marias (2. Teil) logisch aus der absoluten Prädestination Christi:

Ist die Menschennatur Christi absolut, d. h. unabhängig von der Sünde und der Erlösung zur hypostatischen Union mit dem göttlichen Wort prädestiniert, dann ist Maria „uno eodemque decreto“ zur Gottesmutterschaft mitbestimmt (362).

Für ihn gibt es schon in der griechischen Überlieferung, namentlich bei Irenäus, Ephrem, Johannes von Damaskus und bei Nikolaus Cabasilas Ansätze für ein solches Denken, das sich mit zunehmender Entwicklung der theologischen Spekulation dahin verdeutlicht, dass die „absolute Konprädestination Mariens zur Gottesmutterschaft von den Byzantinern des 7. und 8. Jahrhunderts ausgesprochen wird und in der Folgezeit in der Verkündigung einer mariologischen Transzendenz weiterlebt, im 11. und 12. Jahrhundert wieder als absolute Vorherbestimmung Mariens zum mütterlichen Dienst am allumfassenden, Schöpfung und Erlösung einschließenden Inkarnationswerk hervortritt und von den palamitischen Theologen des 13. und 14. Jahrhunderts in dieser Form zum Grundprinzip einer marianischen Weltanschauungslehre erhoben wird“ (387). Weniger aussagekräftig in diesem Sinn sind die nüchterner denkenden westlichen Väter. Doch Mückshoff findet auch hier genug Zeugen, namentlich Petrus Damiani, Rupert von Deutz und zuletzt Bernhard von Clairvaux, die zeigen, dass „auch in der westlichen Mariologie von den Vätern bis zu den ersten Anfängen der Franziskanerschule der Gedanke einer unbedingten Prädestination Marias zur Gottesmutterchaft lebendig blieb. Er erlangt hier nicht die Ausgeprägtheit wie im östlichen Denken, wo er sich bis zum Bauprinzip einer marianischen Weltanschauungslehre vorantrieb“ (411).

Man fragt sich: Wenn das alles schon in der Tradition vorhanden war, worin liegt dann das Neue der franziskanischen Mariologen? Mückshoffs Antwort: in der Durchdringung! Statt einem modernen Geist zu huldigen und eine traditionsfreie Schule zu gründen, hielt die Franziskanerschule, von der glühenden Marienminne des Troubadours von Assisi geprägt, „der Tradition die Treue und versuchte, als der Meister der Schule, Johannes Duns Scotus, ihr die entsprechenden theologischen Prinzipien darbot, den überkommenen Gedanken dieser absoluten

mariologischen Konprädestination für die weiteren, bereits im lebendigen Glaubensbewusstsein der Kirche aufgekeimten marianischen Wahrheiten, zumal der Unbefleckten Empfängnis, fruchtbar zu machen“ (412).

Auf dieser Linie sucht P. Meinolf dann die Belegstellen bei Franziskus, Antonius, Bonaventura – dessen „Mariologie wie Christologie in der Frage einer absoluten Prädestination allerdings im Zwielicht stehen“ (422) – Konrad von Sachsen, Raimundus Lullus und besonders ausgiebig bei Duns Scotus und seinem Schüler Franz Mayronis, welcher der „Idee einer absoluten Prädestination Mariens neuen Raum im Denken der Franziskanermariologen gegeben hat“ (437).

Am Anfang des 15. Jahrhunderts führt Bernhardin von Siena (1380-1440) weiter, was die Mariologen vor ihm gedacht haben und „verkündet es emphatisch: Maria ist mit Christus zum absoluten Primat prädestiniert und zu einer die gesamte Schöpfung umfassenden, universalen Sendung vorherbestimmt“ (445). Maria steht im Weltplan an der Seite ihres Sohnes. Der Vater hat ihr eine dreifache Aufgabe gestellt: Ihm, dem Vater, eine bräutliche Helferin in der Verwirklichung seiner Weltgedanken zu sein, dem Sohne des Vaters die gebärende Mutter, der Menschheit die Heilsvermittlerin. Eine ausdrückliche Bezugnahme auf die Unbefleckte Empfängnis findet sich bei dem großen Prediger nicht, aber auch nicht deren Leugnung. Hingegen lieferte Johannes von Segovia († 1458) die nötigen Argumente, so dass auf dem Konzil von Basel die Unbefleckte Empfängnis anerkannt wurde: Maria ist das größte Werk der Schöpfung; ihre Größe über allen beweist ihre Prädestination vor allen. Das Immaculatadekret von Basel war noch keine dogmatische Definition; von den Dominikanern verworfen, wurde es von den Franziskanern verbreitet, die eigene Gebete schufen und darüber predigten.

Im 16. Jahrhundert bekräftigt das Tridentinum die Richtigkeit der franziskanischen Mariologie, ohne zur Definition der Unbefleckten Empfängnis zu schreiben. Es wird aber Anlass, den Glaubenssatz neu zu überdenken und zu vertiefen. So wird dieses und das folgende Jahrhundert zur „Blütezeit der franziskanischen Mariologie, die dem Orden eine stolze Reihe von Mariologen schenkt, aus denen der hl. Laurentius von Brindisi hervorragt. Hier kann P. Meinolf wiederholen, was er im oben erwähnten Aufsatz vorgetragen hat. Dann geht er noch näher auf den Konventualenlektor Angelo Volpi (1590-1647) von Neapel ein, der in sieben Artikeln seine Mariologie entwickelt. Doch artet bei ihm manches in Spitzfin-

digkeiten und Willkür aus, was bei Laurentius noch mit der Schrift und Tradition verbunden war⁸¹.

Aus dem 18. Jahrhundert stellt P. Meinolf noch den Kapuziner Salvator von Sambuca di Sicilia († 1726) vor, der die Frage klärt, wie eine Vorherbestimmung Mariens mit ihrem Erlöstsein vereinbar ist, sowie den spanischen Observanten Carol de Moral († 1731), der „die mariologische Prädestination als Kernstück seiner Marienlehre behandelt“ (495).

Vernehmen wir auch hier wieder den Schluss, zu dem der fleißige Kapuzinerlektor gelangt ist:

Der weite Gang durch die Geschichte erwies, dass die franziskanische Theologie zu ihrer mariologischen Prädestinationsauffassung durch alte und älteste Überlieferungen inspiriert wurde. Die Idee einer absoluten Vorherbestimmung Mariens wurde von der Vorzeit übernommen und später mit Hilfe der skotischen Prinzipien ausgebaut. Zweifelsohne wurde das Erbe der Überlieferung überfordert und die skotischen Prinzipien überspannt, wenn die Skotisten der jüngeren Schule, wie Johannes de Bassolis und Franz Mayron, und erst recht die der späteren Schule, wie Angelo Volpi und Carol de Moral, die Absolutheit einer Vorherbestimmung Mariens in ihren Spekulationen so übersteigern, dass sie unreal wirkt und kaum noch den tatsächlichen Gegebenheiten der Offenbarung Rechnung zu tragen scheint. Man darf indes ein solch überspitztes Denken für die franziskanische Theologie nicht als typisch bezeichnen. Die franziskanische Theologie ist geschichtsgebunden. Sie übersieht gerade in ihrer genuin skotischen Prägung die Faktizitäten der realen Heilsordnung nicht. Aber sie sieht auf Grund ihres Axioms vom ziel- und wertgeordneten göttlichen Denken die innere Ordnung dieser Gegebenheiten und erkennt in Christus das übergeordnete und bestimmende Prinzip, dem alles untergeordnet ist und das selbst nicht vom Untergeordneten bedingt sein kann. Weil in ihrer Schau die Heilsordnung christozentrisch ist, kann sie auch nicht die Stellung Mariens in ihr übersehen. Ist Christus als das übergeordnete Prinzip der absolut, d. h. vom Untergeordneten her nicht bedingt, Prädestinierte, ist Maria als seine Mutter mit ihm und analog zu ihm bestimmt. Das aber bedeutet: das uranfängliche Prinzip dieser Heilsordnung ist ein binäres Prinzip: Christus und Maria, Christus als Erstintendierter und Erstprädestinierter, Maria als Konprädestinierte, „artissimo et indissolubili vinculo cum eo coniuncta una cum illo et per illum (499-500).

⁸¹ In diesem Zusammenhang freut es mich, auf einen neuen Beitrag des mit dieser Festschrift Geehrten hinweisen zu können: Bernardino de Armellada, *La excepción de la Inmaculada. Exégesis generosa de s. Lorenzo de Brindis*, in CF 79 (2009) 45-60.

Eine Predigt anlässlich des Scotus-Jubiläums 1965 in Köln

Wie angedeutet, hat P. Meinolf viel gepredigt. Unter seinen zahlreichen im Nachlass erhaltenen schriftlichen Predigten habe ich aber keine einzige zu Maria gefunden. Dabei hat er doch sicher schon in Münster zu Marienfesten gepredigt und erst recht als Wallfahrtsseelsorger in Ave Maria Deggingen. Es kann sein, dass die entsprechende Mappe verloren ging oder er selbst sie nicht in die Schachtel getan hat, die heute im Archiv seine Predigten enthält. Zu meiner Freude und Überraschung fand ich aber eine auf zehn Din-A-5-Blätter getippte Predigt mit der Überschrift „Doctor marianus“, und von Hand geschrieben steht oben rechts: „Köln, 2. XII. 65 anlässlich des Scotus-Jubiläums“. Es war das Jubiläum, das man in Erinnerung an die Geburt des hochbegabten Franziskaners vor etwa 700 Jahren (1265/66) in Schottland an dem Ort gehalten hat, an dem er 1308 starb: in Köln. Bei dieser Gelegenheit hielt P. Meinolf Mückshoff in der Minoritenkirche, in der sich das Grab des schottischen Gelehrten befindet, eine Predigt, die hier am Ende des Aufsatzes veröffentlicht wird (Anhang 2). Sie zeigt, wie P. Meinolf auch schwierige Glaubensinhalte verständlich und zeitbezogen darzustellen vermochte. Dass er als Prediger für dieses Jubiläum auserkoren worden war, beweist, wie sehr er auch unter den in Köln ansässigen Minoriten und Franziskanern anerkannt und geschätzt war.

Ein Führer durch die Kirche „Ave Maria“

Schon 1977 gab P. Meinolf den zahlreichen Besuchern des Heiligtums in Deggingen einen kleinen Führer an die Hand, der von der Druckerei der Gebrüder Metz bestens mit 30 Farbfotos ausgestattet ist⁸². Sie geben die Schönheit der Landschaft und der Kirche in allen Einzelheiten wieder. Im Wort ist P. Meinolf dem heidnischen Ursprung und der Geschichte des Wallfahrtsortes nachgegangen und hat vor allem den künstlerischen Aussagen die fundierte theologische Deutung gegeben. Darin ist seine Mariologie bis in die Formulierungen hinein wiederzuerkennen, so etwa in der Beschreibung des Gnadenbildes:

In den Hochaltar stellen die Künstler unter einer frei schwebenden Krone lichtumflossen die Madonna mit dem Kind (15. Jh.), ein Bild von schier überirdischer Schönheit und – so eigenartig es klingen mag – von einer kosmischen Kraft; denn die

⁸² *Ave Maria Deggingen*, Text: Meinolf Mückshoff, Fotos: Gebr. Metz, herausgegeben vom Kapuzinerkloster Ave Maria, Deggingen, o. J. (1977), 2., verbesserte Auflage 1983.

Madonna steht auf einer im Postament angedeuteten Weltkugel, hat den Mond zu ihren Füßen und zertritt mit ihrem Fuß den satanischen Drachen. Die Quelle aber dieser bezwingenden Schönheit und Macht heißt – das Bild sagt es deutlich – Mütterlichkeit: Maria trägt auf ihrem Arm den, der von sich sagte: Ich bin das Leben, sie trägt den Welterbauer, der seine Schöpfung mit leibeigener Hand segnen und heimholen wird. Und doch bleibt diese Frau eine Menschenfrau, deren Eltern nach der Tradition Joachim und Anna heißen. Der Künstler stellt sie neben den Altar und doch ins Ganze aufgenommen. (...) Auf die Chorwände setzten sie wie mit der Wand verbunden, um den Blick auf den Hochaltar mit seiner mariologischen Aussage nicht zu stören, die Figuren zweier Heiligen: über der Tür zur Beichtkapelle den hl. Johannes Nepomuk und über der Tür zur Sakristei den hl. Antonius von Padua mit dem Jesuskind. Die Künstler entfalten ihr ganzes Können, die bereits im Gnadenbild angedeutete Idee von einer kosmischen Stellung Mariens in den Welt- und Heilsplänen Gottes als Mutter des Lebens in allen Farben, Linien und Figuren bis hinein in die kleinste und zarteste der Verzierungen, die sich wie ein Hauch des Ewigen über den ganzen Innenraum ziehen, leuchten zu lassen (23).

Es ist, als hätten die Bilder der barocken Kirche, die als „Perle des Tales“ gerühmt wird, auf P. Meinolf als Interpreten gewartet, denn kaum einer wusste vorher den tiefsinnigen Zusammenhang des Bildprogramms zu deuten. Die Freskogemälde an der Decke, die von Josef Wannenmacher (1722-80) stammen, zeigen die Rolle Marias in der Heilsgeschichte. Um das Hauptfresko sind vier Medaillons angeordnet mit folgenden Inschriften auf Latein: 1) *inimicitias ponam* (Gen 3,15), 2) *non laeditur una*, 3) *expers naufragii*, 4) *Visio Magna*. Mit dieser Vision des Moses vom brennenden und doch nicht verbrennenden Dornbusch ist nichts anderes gemeint als die Unversehrtheit Marias, die Gott sich als Braut und Mutter erkor, welche den Erlöser gebären sollte⁸³. Zu einer solchen schon vom Künstler intendierten marianischen Deutung schreibt P. Meinolf:

Wannenmacher nimmt für eine solche Deutung die Zeugenschaft der zeitgenössischen Theologie in Anspruch. Er war damit keineswegs falsch beraten. Denn die Mehrschichtigkeit der biblischen Texte ist die Überzeugung der gesamten christlichen Tradition. Mit diesem Gedanken von der Mehrschichtigkeit der biblischen Texte und Bilder verbindet sich eine weitere theologische Feststellung, die noch weniger bezweifelt werden dürfte, nämlich die christologische Relevanz der biblischen Texte oder ihre Gravitation auf die Person Christi. Diese Christushaftigkeit des

⁸³ Als Beispiel, wie die Exegese heute den Text auslegt, ganz ohne Hinweis auf Maria, vgl. Y. Lapidé, *Die Berufung des Mose am brennenden Dornbusch*, in *Freiburger Rundbrief. Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung* 16 (2009) 9-21.

Bibelwortes trägt einen mariologischen Akzent; denn Mutter und Sohn gehören aufs innigste zusammen. Es ist deshalb ein durchaus berechtigtes theologisches Verfahren, in den verschiedenen Tiefenschichten der Heiligen Schrift nach mariologischen Bezogenheiten zu suchen, die sich dem vordergründigen Erkennen freilich noch mehr entziehen als die christologischen (31).

Hier hat der Dogmatiker künstlerisch dargestellt gefunden, was er in so vielen Texten über Maria gelesen hatte. Wort und Bild ergänzen sich und erklären sich gegenseitig. Insofern war es eine gute Fügung, dass der in Rom geschulte, dann in Münster lehrende Lektor der Dogmatik gegen Ende seines Lebens an dieser Kirche wirkte, in der Architektur und Kunst zu „seltener Harmonie und höchster Ausdruckskraft“ (21) fanden.

Nach diesem Überblick über die Veröffentlichungen Meinolf Mückshoffs zu Maria finden wir bestätigt, was er selber im Januar 1984 niederschrieb:

Mein Fachgebiet in der Theologie war die Mariologie. Ich vertrat mehr denn ein Jahrzehnt in der mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen das frankiskanische Denken in der Mariologie⁸⁴.

Darum war es billig und recht, hier die Mariologie als eigenen Punkt hervorzuheben. Damit tun wir wohl auch dem Jubilar einen Gefallen, in dessen Festschrift dieser Aufsatz erscheinen soll. Auch P. Bernardin von Armellada ist über den seligen Johannes Duns Scotus (1265/66-1308) und den heiligen Kirchenlehrer Laurentius von Brindisi (1559-1619) mit den strittigsten Fragen zu Maria, aber auch mit deren innigen Verehrung in Berührung gekommen. Ähnlich war es bei unserem Mitbruder aus der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz.

Das Buch über die Predigt und die Prediger im Dom zu Münster

Außer der Mariologie sind es noch zwei weitere Themen, an denen P. Meinolf über Jahrzehnte gearbeitet und worüber er auch etwas zur Veröffentlichung gebracht hat, wenn auch spät. Er selbst schrieb immer wieder davon, wie wir schon gehört haben und wie wir es erneut im Brief vom Juli 1980 an Provinzial Polykarp Geiger (1932-2006) vernehmen:

(...) Schenkt mir Gott die Kraft wieder, möchte ich die beiden wissenschaftlichen Arbeiten abschließen. Die eine betrifft eine Studie zur Münsterschen Dompredigt, die mir

⁸⁴ Brief an einen ungenannten Definitor: PARWK 630/39a.

der hiesige Bistumshistoriker geradezu aufzwang; sie steht vor dem Abschluss. Die andere behandelt den Einfluss der franziskanischen Theologie, insonderheit Bonaventuras Einfluss auf die deutsche Mystik und betrifft die soviel beredete Spiritualität. Einen Teil davon habe ich ja zum Bonaventura-Jubiläum 1974 veröffentlicht; ein zusammenfassendes Referat hielt ich auf dem Bonaventura-Kongress. Für derartige Arbeiten brauche ich große Spezialbibliotheken, wie sie Münster und München tatsächlich haben. (...) Gott gab mir eine mittelmäßige Begabung, aber schenkte mir eine leidenschaftliche Liebe zu den Büchern. So konnte ich neben meiner Predigertätigkeit noch der Wissenschaft dienen; es war keine große Leistung, die ich auf diesem Felde bringen konnte; aber sie hat mich vor der Einseitigkeit bewahrt und vor jedem sonstigen Verdruss. Jetzt aber werde ich wohl alles dem Herrgott überlassen müssen; ich bin auch bereit dazu und Ihm wie Ihnen dankbar.

In der Treue Christi Ihr fr. Meinolf⁸⁵.

P. Meinolf schätzt hier seinen Beitrag zur Wissenschaft richtig ein. Früher hatte er hochfliegende Pläne und glaubte sich mit Franziskanertheologen wie Karl Balić oder Giovanni Odoardi messen zu können. Nun ist er nüchterner und anspruchloser geworden. Nur noch zwei Arbeiten möchte er zum Abschluss bringen. Von der ersten sagt er, dass sie ihm aufgezwungen worden ist. Jedenfalls lag sie nicht auf der Linie seiner bisherigen Forschung. Er war Dogmatiker, nicht Historiker, allenfalls in der Geschichte der mittelalterlichen Theologie zuhause, aber nicht in der Geschichte der Neuzeit und des Bistums Münster. Von daher kann man verstehen, dass es für ihn eine große Last war, die Geschichte der Domprediger und der Dompredigt in Münster auszuarbeiten; eine Last, die er jahrelang trug und auch noch an seinen Alterssitz in Deggingen mitschleppte. In dem zitierten Brief sagte er zwar, dass die Arbeit „vor dem Abschluss steht“, in Wirklichkeit gab es aber noch viele Hindernisse zu überwinden, bis er das, was er geschrieben hatte, gedruckt in Händen halten konnte. Einige Briefe geben davon Zeugnis.

P. Meinolf hatte das Manuskript seiner jahrelangen Forschungen dem Bistumshistoriker überreicht, der ihn zu der Arbeit angeregt hatte. Nun lag es an ihm und wohl auch am Domkapitel, ob das Manuskript gedruckt würde. Zunächst sah es so aus, als ob das Werk nicht veröffentlicht würde, denn P. Gisbert Schütte, damals in der Raphaelsklinik in Münster tätig, schrieb in seinem Weihnachtsbrief 1983 an den Provinzial Eckehard Krahl:

⁸⁵ Brief P. Meinolfs aus Münster undatiert: PARWK 630/35.

Die Arbeit von Meinolf (600 Seiten) wird nicht gedruckt. Das Werk ist zu dick und befasst sich sehr ausführlich mit dem Domprediger Donders. Einige fotokopierte Exemplare werden in Münster bleiben. Das sagte mir Dompropst Gertz (...) ⁸⁶.

Was war geschehen? Mückshoffs Manuskript war von drei Professoren, darunter Bernhard Kötting (1910-96) ⁸⁷, begutachtet worden. Sie fanden es zu detailreich, zu umfassend und für den Druck zu teuer. Vor allem beanstandeten sie, dass dem Domprediger Adolf Donders (1877-1944) aus der jüngeren Zeit unverhältnismäßig mehr Raum als den übrigen zugestanden wurde. Das eine Problem der Länge löste Prof. Alois Schröer, Herausgeber der Reihe „Westfalia Sacra“, indem er das auf zwei Bände angelegte Werk auf einen Band kürzte, das zweite Problem der Finanzen löste P. Meinolf selber, indem er einen Druckkostenzuschuss von seiner Seite versprach ⁸⁸, und der ging schon am 27. März 1984 beim Verlag Aschendorff ein, wie ein Brief von Dr. Anton W. Hüffer an P. Provinzial Eckehard bestätigt:

(...) Das Manuskript von M. Mückshoff befindet sich bereits in unserer Herstellungsabteilung. (...) Gerade wird von unserer Buchhaltung mitgeteilt, dass der von uns erbetene Druckkostenzuschuss in Höhe von DM 13.000 hier eingegangen ist. Wir können Ihnen also hiermit den Empfang bestätigen und uns jetzt schon für die Überweisung bedanken (...) ⁸⁹.

P. Meinolf erging es also wie so vielen Forschern: Zuerst mühte er sich ab, alles genau aufzuschreiben, dann musste er auch noch für die Frucht seiner Mühen selber bezahlen. Doch er war darauf vorbereitet, wie sein Brief vom 5. Januar 1984 an einen namentlich nicht genannten Definitor zeigt:

(...) Wie Sie wissen, arbeite ich an der Studie zur Dompredigt in Münster. Aus den zwei Bänden wurde durch den Bistumshistoriker ein Band. Die Drucklegung soll bald beginnen; sie wird die Provinzkasse nicht belasten. Ich habe von meiner Familie wie von Wohltätern genügend Geld für meine Studien erhalten. So übergab ich auch dem Kloster Münster in meiner Zeit als Pönitentiar für meine Studien 5000 DM. (...) Ich freue mich, dass die für mich sehr schwere Arbeit gelang. Ich war wohl Domprediger, aber kein Bistumshistoriker. Mein Fachgebiet in der Theologie war

⁸⁶ PARWK 630/40a.

⁸⁷ Zu ihm vgl. E. Dassmann in *LThK*³ VI, Freiburg 1997, 607.

⁸⁸ Brief P. Meinolfs aus Deggingen vom 11. März 1984: „Die Druckbeihilfe von 13.000 DM werde ich gerne und sofort leisten“ (PARWK 630/39c).

⁸⁹ PARWK 630/39d.

die Mariologie. Ich vertrat mehr denn ein Jahrzehnt in der mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen das franziskanische Denken in der Mariologie. Neben meiner Wissenschaft stand gleichwertig die Predigt. Das hat den Bistums-historiker bewogen, mir die Studie zur Dompredigt anzuvertrauen. Ob sie gelungen ist, wird mir später die Kritik sagen. Nun ist der Abend meines Lebens gekommen. Ich spüre schon die anbrechende Nacht, in der niemand mehr wirken kann. Darauf muss ich jetzt mein Augenmerk richten (...)»⁹⁰.

Mit diesen Worten kennzeichnet P. Meinolf zu Genüge den Anlass, die Umstände und die Grenzen seiner auf Münster bezogenen Studie, die er 1973, als er wieder nach Münster kam, begann und Ende der 70er Jahre abschließen konnte. Danach lag das Manuskript im Institut für Volkskunde beim Herausgeber der Reihe „Westfalia Sacra“. Es dauerte lange, bis es seine Runde durch die Hände der Kollegen gemacht und Prof. Schröer sowie sein Wissenschaftlicher Mitarbeiter Reinhard Jüstel es soweit redigiert hatten, dass es Ende 1984 als Band 8 in der genannten Reihe erscheinen konnte. Es umfasst 254 Seiten und kostete im Buchhandel 58 DM. Die Kanzel im Paulusdom von Münster spielte erst seit dem Spätmittelalter eine Rolle in der westfälischen Bistumsgeschichte. Das Ansehen der lutherischen Predigt rief eine Reihe hervorragender Kontroverstheologen auf katholischen Kanzeln hervor. Auf diesem Weg erhielt dann auch die Cathedra Paulina Rang und Namen. Als ersten Domprediger konnte P. Mückshoff den Dominikaner Wilhelm Hazedick nachweisen, der von 1490 bis zu seinem Tode am 8. Januar 1516 das Amt innehatte, also noch vor der Glaubensspaltung. Danach ist es Bernhard Rothmann, der sich vom katholischen Kaplan zum Lutheraner, dann Zwinglianer und schließlich zum Wiedertäufer gewandelt und eine Menge Jünger nach sich gezogen hat, die zum bekannten Aufstand der Wiedertäufer in Münster führten. Dem unruhigen Rothmann trat der Franziskaner Johannes von Deventer gegenüber. Indem P. Meinolf beide ausführlich zitiert, fällt neues Licht auf diese dunkle Zeit der Wiedertäufer. Zur Zeit der katholischen Reform bis zur Säkularisation hatten meistens die Jesuiten die Domkanzel inne. Aus der Reihe der späteren Domprediger behandelt P. Meinolf vor allem Adolf Donders⁹¹, der von Oktober 1911 bis zu seinem Tod am 9. August 1944 die

⁹⁰ PARWK 630/39a.

⁹¹ P. Meinolf hat viele Artikel von Prof. Donders fotokopiert; allein 25, erschienen in *Münsterisches Pastoralblatt* 53 (1915) – 59 (1921), sind im PARWK erhalten: Mappe „Donders“. Sie sind ein Hinweis darauf, wie gründlich P. Meinolf sich über diesen Prediger informiert hat, bevor er über ihn schrieb.

Zuhörer von der Kanzel herab mit seiner glänzenden Rhetorik fesselte. Sonntag für Sonntag verstand er es, in der schwierigen Zeit zweier Weltkriege das Geschehen mit dem Anspruch und Anruf aus der Bibel zu konfrontieren. Mit Donders endete eine lange Tradition auf der Cathedra Paulina, die für kurze Zeit auch P. Meinolf eingenommen hatte und deren lange Geschichte beschrieben zu haben er nun die Ehre hat. Unter denen, die P. Meinolf zu seinem Werk gratulierten, war auch Dr. Reinhard Lettmann, der Bischof von Münster. Er schrieb am 19. Dezember 1984 nach Deggingen:

(...) Es war mir eine große Überraschung und aufrichtige Freude, als Herr Prof. Dr. Schröder mir bei meinem Namenstag in Ihrem Auftrag das erste Exemplar Ihres Buches *Predigt und Prediger auf der Kathedra Paulina* überreichte. Ich habe mich sehr darüber gefreut. (...) Inzwischen habe ich Ihre Studie gelesen. Sie zeigt, wie sehr die Prediger im Dom zu Münster Mittelpunkt und Ausstrahlungspunkt des kirchlichen Lebens gewesen sind. Es ist gut, dass Sie sich die Mühe gemacht haben, dies einmal herauszuarbeiten (...) ⁹².

Ein weiteres Echo kam vom Stadtrat Bernhard Mihm in Frankfurt:

(...) Obwohl ich kein Theologe bin, hat mich Ihr Buch über das Predigtwesen im Dom zu Münster sehr beeindruckt. Dies umso mehr, als ich Sie selbst als Prediger in Liebfrauen zu Frankfurt a. M. in lebendiger und guter Erinnerung habe. Wie oft bin ich als junger Mensch eigens nach Liebfrauen gegangen, um Sie zu hören! (...) ⁹³.

Von den Besprechungen, die das Buch erfahren hat, sei jene längere erwähnt, die P. Dr. Viktrizius Veith in der internationalen, von Kapuzinern herausgegebenen Zeitschrift *Laurentianum* veröffentlicht hat. Er schreibt unter anderem:

Mit diesem Werk leistet P. Meinolf einen wertvollen Beitrag nicht nur für die Kirchengeschichte Westfalens, sondern auch für die Forschungsgeschichte der katholischen Predigt in Deutschland von der Zeit der Reformation bis in die Neuzeit (...) Durch seine langjährige Tätigkeit als Professor der Dogmatik an der Ordenshochschule der Kapuziner in Münster und durch die persönliche Erfahrung, da der Autor selbst als Prediger auf der Domkanzel stand und als Pönitenriar im Paulusdom zu Münster wirkte, bringt er günstige Voraussetzungen mit für die Erforschung des überreichen Materials. (...) In knappen, aber doch aufschlussreichen Notizen wird der Leser über Herkunft, Werdegang, Ausbildung und Berufung des einzelnen Predigers informiert. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird jeweils der geistig-kulturelle

⁹² PARWK 630/41.

⁹³ Brief vom 7. Februar 1985; PARWK 630/43.

Raum, in dem die einzelnen Prediger ihre Tätigkeit entfalteten, beschrieben. Wir erkennen in den Dompredigern durchweg tiefgläubige Männer mit einer umfassenden Bildung, mit einer kraft- und zugleich maßvollen Sprache. Im Vordergrund der kritischen Beurteilung steht jedoch die theologische Thematik des jeweiligen Predigers. P. Meinolf stützt sich dabei vor allem auf die gedruckten und handschriftlich erhaltenen Predigten und theologischen Schriften der Domprediger. Durch ausführliche Textwiedergaben gibt er dem Leser die Gelegenheit, sich mit der Eigenart des jeweiligen Predigers vertraut zu machen und die theologischen Anliegen der Auseinandersetzung genauer zu erfassen. (...) Der Rezensent hat beim Lesen der Arbeit seine Freude gehabt. Das Werk ehrt nicht nur die Männer, die in schwerer Zeit das rechte Wort fanden, es gereicht auch dem Verfasser zur Ehre⁹⁴.

Fragmente zum Einfluss Bonaventuras auf die deutsche Mystik

Das Buch über die Predigt und die Prediger auf der Cathedra Paulina in Münster ist ein echter Beitrag zur Forschung; es hat eine Lücke in der Bistumsgeschichte Münster ausgefüllt. Insofern ist P. Meinolf eine gültige Studie gelungen, an der keiner vorbeigehen kann, der sich mit einem ähnlichen Thema befasst. Doch eigentlich war es ein ihm fremdes Thema, wie er selber immer wieder betonte. Wie steht es denn mit der zweiten Arbeit, die ihm viel vertrauter war und mit der er sich seit seiner Studienzeit in Rom beschäftigte: der Einfluss Bonaventuras auf die deutsche Mystik? Dazu hat er Vorlesungen gegeben, Referate gehalten, aber wenig veröffentlicht. Es blieb eigentlich bei dem, was er im zweiten der fünf Jubiläumsbände, die das Bonaventura-Kolleg der Franziskaner zum 700. Todesjahr des Doctor Seraphicus organisierte, veröffentlicht hat: eine gewiss gediegene, mit vielen Belegstellen versehene Studie über den Einfluss des franziskanischen Kirchenlehrers auf den Dominikaner Heinrich Seuse⁹⁵. Mag sein, dass er mit den schon in diesem Aufsatz reichlich verwendeten Studien von Kurt Ruh (1914-2002), der an der staatlichen Universität Würzburg ganz andere Möglichkeiten hatte und geradezu eine Schule unter den Germanisten bildete, nicht Schritt zu

⁹⁴ *Laurentianum* 27 (1986) 176-177. – Ich danke meinem Mitbruder und Lehrer Viktrizius, dass er diesen Aufsatz kritisch gelesen und aus seiner persönlichen Kenntnis P. Meinolfs mir manchen Hinweis und Rat gegeben hat.

⁹⁵ M. Mückshoff, *Der Einfluss des hl. Bonaventura auf die deutsche Theologie mit besonderer Berücksichtigung der Theologie und Mystik des seligen Heinrich Seuse*, in *S. Bonaventura, 1274-1974*, Grottaferrata (Romae) 1975, vol. II, 225-277; vgl. hierzu C. Bérubé, *Première moisson du centenaire de saint Bonaventure*, in *CF* 45 (1975) 105-127, 107.

halten vermochte; mag aber auch sein, dass er sich in den vielen Fragen um die großen Gestalten der deutschen Mystik, darunter namentlich Meister Eckhart, einfach verzettelte. Jedenfalls gelang ihm keine abschließende Monographie, zu der er zweifellos fähig gewesen wäre. Immerhin schreibt er im Brief vom 18. April 1984, in dem er den Provinzsekretär P. Franz Solan Nüßlein über die Kosten seines Domprediger-Buches aufklärt:

(...) Hier liegt der Grund, warum ich Ihnen nur einen kurzen Bescheid über die bevorstehende Drucklegung gab. Ich möchte mich in aller Form bei Ihnen wie dem Adm. Rev. P. Provinzial entschuldigen mit der stillen Hoffnung, dass sie einem alten schier 77-jährigen verzeihen, der längst wieder über seinem alten Thema sitzt und forscht: die Theologie der sogenannten deutschen Mystik; zum Leidwesen der Dominikaner ist sie nämlich franziskanisch, weil ihre Theologie bonaventurianisch und oft sogar wörtlich von Bonaventura übernommen wurde. Interessant ist dabei, dass auch die *Imitatio Christi* von Bonaventuras Theologie inspiriert und durchdrungen ist. Darüber schrieb vor 70/80 Jahren ein belgischer Mitbruder, dessen Arbeit so gültig ist, dass ich nur Geringfügiges hinzufügen kann. (...) ⁹⁶.

Bei dieser Feststellung blieb es denn auch. P. Meinolf veröffentlichte nach 1984 nichts mehr. Wohl liegt im Archiv ein Manuskript von 54 Seiten mit dem Titel „Franziskanische Mystik“. Es beweist, dass er sich mit Kurt Ruh, *Alteutsche und niederländische Mystik*⁹⁷, auseinandergesetzt hat. Er wollte damit wohl ein älteres Manuskript überarbeiten, das folgende Untertitel trägt: „Von der Vita zur Hagiographie“, „geistliche Ritterschaft“, „die Wirkung der vita mystica des Franz von Assisi auf den Helftaer Kreis“, „die Umformung der vita mystica des hl. Franziskus in die theologia mystica deutsch“. Doch zu einer endgültigen Ausarbeitung und Veröffentlichung fehlten ihm Zeit und Kraft. Längst hatte er auch nicht mehr die Kontakte zu Studienzentren, um bedeutende Aufsätze und Bücher einzuarbeiten, die in großer Zahl zum Thema „Deutsche Mystik“ nach und nach erschienen sind. So blieb sein zweites Thema Fragment.

⁹⁶ Brief P. Meinolfs aus Deggingen vom 18. April 1984: PARWK 630/40b. Wer dieser belgische Mitbruder ist, konnte ich nicht herausfinden.

⁹⁷ K. Ruh, *Alteutsche und altniederländische Mystik*, Darmstadt 1964, bes. 240-274; vgl. jetzt in erweiterter und überarbeiteter Form: K. Ruh, *Geschichte der abendländischen Mystik*, Band 2: *Frauenmystik und Franziskanische Mystik der Frühzeit*, München 1993, 374-445.

DIE BIBLIOGRAPHIE VON MEINOLF MÜCKSHOFF

Im Unterschied zum Archivar und Kirchenhistoriker P. Eberhard Moßmeier⁹⁸ hat P. Meinolf, soweit ich sehe, für die *Familien-Nachrichten*, dem provinziellen Bulletin, das von 1919 bis 1962 im Haupttitel noch den Namen *Assisi-Glöcklein* führte, keine Nekrologe verfasst. Wenn er sich für Nachrufe stark machte, dann für solche Mitbrüder, die ihm besonders nahestanden. In diesem Fall weitete sich der Nachruf zu einem ganzen Lebensbild, einer Biographie, aus; so über den bayrischen Kapuziner Gratian Gruber wie auch über seine Mitbrüder und Kollegen Eugen Henne und Bernardin Goebel, mit denen er in Münster das Amt des Lehrens teilte. Ihnen setzte er ein schönes literarisches Denkmal. Diese längeren Lebensbilder sind in diese Bibliographie aufgenommen. Hingegen werden Berichte und Artikel in Zeitungen, auf die zum Teil im Text verwiesen wurde, hier nicht erwähnt.

M. Mückshoff, *Die Quaestiones disputatae de fide des Bartholomäus von Bologna O.F.M.*, (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters, Bd. XXIV, Heft 4), Münster i. W. 1940.

Meinolfus ab Oberhausen, *Servas sanctus de Faventia, O.Min., De duplici sanctificatione B. Mariae Virginis*, in CF 24 (1954) 397-402.

M. Mückshoff, *Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria nach dem hl. Laurentius von Brindisi*, in *Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria. Ehrengabe an die Unbefleckt Empfangene von der Mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen dargereicht*. Herausgegeben von Carl Feckes, Paderborn 1954, 199-259.

M. Mückshoff, *Die Immakulatalehre in der franziskanischen Theologie*, in *Franz. Studien* 37 (1955) 273-284.

M. Mückshoff, *Die mariologische Prädestination im Denken der franziskanischen Theologie*, in *Franz. Studien* 39 (1957) 288-502.

T. Vismans, OP – L. Brinkhoff, OFM, *Kritische Bibliographie der Liturgie: Deutsche Ausgabe*, aus dem Manuskript übersetzt von Dr. Meinolf Mückshoff (Bibliographia ad usum seminariorum, Heft D 1), Nimwegen 1959.

⁹⁸ Zu ihm vgl. ausführlich L. Lehmann, *Nicht nur Provinzarchivare: Eberhard Moßmeier (1904-93) und Konradin Roth (1919-94)*, in CF 69 (1999) 653-712, bes. 654-688.

- M. Mückshoff [Mitarb.], *P. Eugen Henne OFM Cap., Dr. theol., Lic. bibl., Dozent für alttestamentliche Exegese, geboren 23. März 1892 in Stuttgart-Hofen – gestorben 6. April 1970 in Orselina/Locarno. Lebensbild eines Priesters und Gelehrten, gezeichnet von seinen Mitbrüdern, Schülern und Freunden*, Koblenz-Ehrenbreitstein 1970.
- M. Mückshoff, *Gedanken zur geschichtlichen Sendung des hl. Franz von Assisi*, in *Familien-Nachrichten der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz* (Koblenz-Ehrenbreitstein) 53 (1971) 109-159.
- M. Mückshoff, *P. Gratian Gruber 1904 – 1972. Ein echter Kapuziner in neuer Zeit*, Altötting 1972.
- M. Mückshoff, *P. Bernardin Goebel 1881 – 1973. Ein Kapuzinerleben im Dienst des Priestertums*, in *Familien-Nachrichten* 56 (1974) 31-66.
- M. Mückshoff, *Der Einfluss des hl. Bonaventura auf die deutsche Theologie mit besonderer Berücksichtigung der Theologie und Mystik des seligen Heinrich Seuse*, in *S. Bonaventura, 1274-1974*, Grottaferrata (Romae) 1975, vol. II, 225-277.
- M. Mückshoff, *Domkapitular Bernhard Georg Kellermann (1776-1847). Ein Domprediger in der Zeit der Katholischen Erneuerung nach der Säkularisation*, in *Das Domkapitel zu Münster 1823-1973*, herausgegeben von Alois Schröer, Münster 1976, 250-263.
- M. Mückshoff, *Ave Maria Deggingen*, Deggingen, o. J. (1977, ²1983).
- M. Mückshoff, *Predigt und Prediger auf der Cathedra Paulina. Eine Studie zum Predigt-wesen im Dom zu Münster* (Westfalia Sacra, Bd. 8), Münster 1985.

ANHANG

1. Ein Mitstudent berichtet über die Doktoratsverteidigung P. Meinolfs in Rom

Am 11. März 1937 beschloss P. Meinolf von Oberhausen das Studium an der Gregoriana mit der öffentlichen Verteidigung seiner Dissertation „Die Quaestiones de fide des Bartholomäus von Bologna O.F.M.“, herausgegeben und untersucht“. Diese Stunde bedeutete den Abschluss und, das sei gleich bemerkt, die verdiente Krönung einer durch mehr als drei Jahre mit zäher Energie durchgeführten Arbeit. Alle im Kolleg wussten darum, vorab natürlich die deutschen Studenten: So manche Woche hat uns der Doktorandus in der Mittagspause nicht die Ehre seiner Gesellschaft gegönnt, weil er sich beim Zeichen

zum *Silentium* (lies: *Siesta*) schon wieder zur Arbeit erheben musste. Gelegentlich soll es auch nahe an Spr. 31,18 hingegangen sein... Auch dass er letzten Sommer nicht mehr nach Frascati kam, begriffen die Erholungsfreudigeren nur schwer. Trotzdem verging unter peinlichen Verzögerungen und mühseliger Kleinarbeit noch das ganze Jahr, und erst am 18. Januar konnte die These der Universität präsentiert werden. Die fiebernde Tätigkeit wich banger Erwartung: P. Meinolf selbst hatte am wenigsten Vertrauen in seine Leistung! (Mancher wäre um ein Drittel davon froh gewesen.) Das unglückliche Schicksal eines anderen Studenten und zuletzt noch die schweren Objektionen in der eigenen *Praelectio* am 5. März taten das ihrige dazu. Aber die Studenten verließen sich mehr auf die Autorität seines Professors, des vornehmen P. Pelster, der die Arbeit doch angenommen und überwacht hatte, und erschien in bisher nicht gesehener Zahl zur *Difesa*. Sie wurden nicht enttäuscht. Nicht in der eleganten Dissertation des Kandidaten, und (erst recht) nicht in der darauf folgenden Kritik der These durch die zwei Referenten. P. Pelster, der erste, begrüßte schon das Unternehmen der Herausgabe an sich, umso mehr, da Bartholomäus von Bologna zu den bedeutendsten Vertretern der Mittleren Franziskanerschule (in der zweiten Hälfte des 13. Jh.) zu rechnen ist; von den Apparaten (der erste gibt die Varianten, der zweite die Zitate des Textes an) rühmte er besonders den dritten, der historisch-kritisch alle in den Quästionen auftauchenden Fragen und Zusammenhänge in einer Breite und Tiefe verfolge, wie sich dies äußerst selten in einer Ausgabe finde; die theologiegeschichtliche Untersuchung des dritten Teils endlich gebe die Gewähr, dass die Arbeit gelesen wird. Ausstellungen machte er nur höchst geringfügige – tantum in margine, wie er bemerkte –, desgleichen P. Lennerz, der auch den Vorsitz führte (P. Müller war nur in der *Praelectio* dagewesen). Dass die übrigen Kampfrichter (P. Tromp, dessen Väterkenntnis nur in einer Randglosse aufblitzte, P. Aldama und P. Hocedez) ebenso zufrieden waren, zeigte sich darin, dass Rms. P. Rektor noch am Abend ein *Summa cum laude* für die *Difesa* verkünden konnte. Die Arbeit selbst hat die gleiche Note bekommen. Begreiflich, dass P. Pelster beim Abschied sagte: „Herr Pater, Sie haben mir viel Freude gemacht!“

Wie es das Glück will, war eben Prälat Grabmann in Rom, und P. Meinolf hat noch von ihm selbst die Zusicherung für die Drucklegung seiner These erhalten, bevor er am 18. März früh Rom verließ, von P. Timotheus bis zur Tram und vom treuen Br. Agrikola bis zum Bahnhof begleitet, den hier einzigen Überlebenden aus der rheinisch-westfälischen Provinz. Wegen der heiligen Messen konnten andere nicht abkommen. Unsere Wünsche begleiten ihn weiter! Und wir hoffen, ihn eigentlich bald wieder hier zu sehen, auf der Jagd nach neuen mittelalterlichen Codices⁹⁹.

⁹⁹ Dies schreibt ein namentlich nicht genannter Student in *Assisi-Glücklein* 19 (1937) 53-54.

2. Predigt P. Meinolfs zum Scotus-Jubiläum 1965 in Köln

Colonia Sancta, heiliges Köln! Das Wort aus der großen katholischen Tradition dieser Rheinmetropole geboren, steht zu Recht und prägt das Gesicht dieser Stadt. Mag die machtvoll pulsierende Stadt wachsen und wachsen und ihre äußeren Züge verändern und immer wieder verändern; sie wird ihr inneres Gesicht behalten, weil sie die großen Männer nicht vergessen kann, die sie als sterbliche Überreste in ihren Mauern birgt und deren Geist sie in tiefster Seele trägt. Diese Männer schrieben den Namen dieser Stadt in die Annalen der Weltgeschichte. Nein, Köln wird diese Männer nicht vergessen können, denen sie die innere geistige Größe verdankt. Drüben in St. Andreas liegt St. Albert, den man den Großen nennt und dem das Mittelalter den Ehrentitel eines Doctor universalis gab, der Universalgelehrte; und hier in der Minoritenkirche, wo seit den Tagen des Hohen Mittelalters die Söhne des hl. Franziskus wirkten, hat der schärfste Geist des Mittelalters seine Ruhestätte gefunden, Duns Scotus mit dem Ehrentitel Doctor subtilis, der feinsinnige Gelehrte, und in der gleichen Kirche der Gestalter des modernen Katholizismus: Adolf Kolping. Das heilige Köln gedenkt dieser zwei Männer, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben; es gedenkt des feinsinnigen Franziskussohnes 700. Geburtstages und des unvergesslichen Gesellenvaters Adolf Kolping, der vor 100 Jahren starb.

Ein Fest wirft seine Schatten voraus, Immaculata, das von heuer an für alle Jahrhunderte mit dem größten Ereignis unseres Jahrhunderts verbunden bleibt, das II. Vatikanische Konzil, das seine dreijährige gigantische Geistesarbeit beendet. Dieses Fest ist wiederum unauflöslich mit dem Namen des großen Franziskussohnes verbunden, dessen 700. Geburtstag wir heute festlich begehen, Duns Scotus, den die Geschichte der Theologie mit dem Titel gekrönt hat: Doctor Immaculatae Conceptionis, der Theologe und der unerschrockene Verteidiger der Wahrheit von der Unbefleckten Empfängnis Mariens, der Mutter unseres Herrn.

Seit den Urtagen des Christentums verehrte das christliche Volk die Mutter seines Herrn als die ganz reine, als die Heilige. Und heilig ist Gott. Und heilig ist der Mensch, der auf Seiten Gottes steht; heilig ist der Mensch der Gnade, der Nähe Gottes; und ihr schrieb die urchristliche Tradition auf die Blätter der göttlichen Schriften: gratia plena, die Gnadenvolle, der Mensch ganz in der Nähe Gottes, so wie niemand je gestanden hat, noch stehen wird. Und was heißt Fülle der Gnade Gottes anders als nie aus der Gemeinschaft mit Gott herausgefallen sein, also Immaculata, nie im Schatten der Schuld. Freilich, als die Theologen daran gingen, die Tatsachen in feinsäuberliche theologische Begriffe zu kleiden, meldeten sie aus falschen Voraussetzungen heraus ihre Zweifel an. Zwei Tatsachen schienen ihrem Nein zum Glauben der Tradition Recht zu geben: einmal war Maria eine Tochter Adams; diese Lebenslinie war erbschuldig. Fürs Zweite schien die Universalität der Erlösung auch Maria als Erlöste zu fordern. Und hier setzte der scharfsinnige Duns Scotus an. Erbschuld ist keine biologische Angelegenheit, sondern eine theologische Tatsache, ein factum theologicum; nicht die biologische Lebenslinie bestimmt die Schuld,

sondern der seelische Zustand, die Stellung vor Gott. Als ein von vornherein Begnadeter, wie er ein Vernünftiger ist, sollte der Mensch nach ewigem Willen Gottes hier sein Leben vollziehen. Das ward ihm geschenkt und dazu war er gehalten und verpflichtet. Und dazu hat der Mensch sich nicht bekannt. Das ist die Schuld der Menschheit, sich nicht zur gnadenhaften Berufung bekannt zu haben. Gott nahm sein Gnaden-Ja von der Menschheit zurück. Darum wird jeder Mensch gnadenlos geboren. Nur über diese eine, die er ewig zur Mutter seines ewig zur Menschwerdung bestimmten Sohnes erkoren, hält er sein uranfängliches Gnaden-Ja aufrecht im Hinblick auf die erlösende Kraft des Kreuzes, an dem der Sohn sich opfern wird für die abtrünnige Menschheit. Das aber gehört zur Vollkommenheit der Opferkraft des Kreuzes, nicht nur von der Schuld zu befreien, sondern auch vor jeder Schuld zu bewahren. So steht Maria mehr als jeder andere im Kraftfeld des Kreuzes. Mehr als jeder andere ist sie erlöst. Tiefer als jeder andere steht sie im Wirkraum des Kreuzesopfers ihres Sohnes, erhabener als jeder andere wurde sie von der Heilkraft des göttlichen Leidens erfasst. Uns wandelte das Kreuz ein göttliches Nein in ein göttliches Ja, ihr erhielt es die uranfängliche Liebe. Die Macht Christi, der Zielpunkt aller Schöpfungskreise ist und Anfang aller Wege Gottes, der ewig der Überwinder des Bösen ist, noch bevor es geschah und nur darum geschah, weil es seiner Verherrlichung diente, diese Macht Christi und die Würde seiner ewig erwählten Mutter verlangte die Bewahrung vor jedweder Befleckung durch irgendwelche Schuld. Der schafsinnige Theologe Duns Scotus zog nur die Schlussfolgerung aus dem, was die Schrift ihm über die Stellung Christi im Weltenplan Gottes und die göttliche Kraft seiner Erlösung vorlegte. Auch die lehrende Kirche schwieg nicht. Wo die Gelegenheit sich bot, sprach sie zugunsten der Wahrheit von der Immaculata bis die Zeit reif war und die ihr die feierliche Verkündigung gebot, in der sie also sprach durch den Mund ihres obersten Lehrers: „Zur Ehre der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit, zur Verherrlichung der jungfräulichen Gottesgebärenden, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion, erklären, verkünden und bestimmen wir in Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Apostel Petrus und Paulus und in unserer eigenen Vollmacht: Die Lehre, dass die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch einzigartiges Gnadengeschenk und Vorrecht des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi des Erlösers des Menschengeschlechts, von jedem Fehl der Erbschuld bewahrt blieb, ist von Gott offenbart und deshalb von allen Gläubigen fest und standhaft zu glauben...“

Immer ging es dem scharfsinnigen Duns Scotus um den Menschen im Kraftfeld der ewigen Mensch gewordenen Liebe getreu der Tradition seines Ordensvaters, des hl. Franz, so nüchtern, ja glashart seine theologische Sprache auch klingt. In einer geschichtlich bedeutsamen Stunde feiert sein theologisches Denken, wenn auch erst nach Jahrhunderten, seinen höchsten Triumph durch die höchste Lehrautorität der Kirche selbst. Ja, in einer geschichtlich bedeutsamen Stunde steht der Geist des demütigen Franziskussohnes auf, in einer Stunde, da der Mensch in seine wohl größte Existenzgefahr hineingeriet. Die

Welt, in die damals Pius IX. das Dogma von der Immaculata sprach, war die Welt des Naturalismus: der Mensch reich so weit wie sein Verstand; was ihm nicht einsichtig ist, gibt es nicht. Das war der Mensch, der nur an sich selber glaubte, der sich einfach nahm, wie er war: Ich bin so wie ich bin: Natur, Lebendigkeit, ursprüngliche Sprudelhaftigkeit; und was sich regt, das Helle und das Dunkle, ist echt und recht und soll zu Worte kommen. Dahinein stellt die Kirche das Bild der Immaculata, wie es Duns Scotus sah und lehrte, das Bild des begnadeten Menschen, dessen Hintergrund zwar Sünde und Satan heißt, der aber in der Gnade und nur in der Gnade beide, Sünde und Satan, die mächtige Wirklichkeiten sind, innerlich bändigen und überwinden und sich in die reine Höhe Gottes erheben kann. Gesegnet und begnadet ist dieser Mensch. Und nur er gilt, der begnadete Mensch.

Was damals anfang, das hat sich heute verdichtet zu einem endgültigen Wissen um den Menschen, zu einem endgültigen Willen zum Menschen. Man hat ihn irgendwie erlöst aus seinen Zweifeln um die Jenseitigkeit, um die Frage des Vertikalen und hat ihn endgültig eingesponnen in den Horizont seiner selbst. Man hat ihn erlöst von der Frage um das Ich und Du, um den einzelnen und den anderen, um den Selbständigen und die Gemeinschaft. Man hat über ihn gesprochen die dreifache Botschaft des absoluten Es, das einfach gilt, das den Menschen einfängt in sein Gesetz, in seine Ordnung, in seine Gültigkeit, und keine Frage nach dem Ich und nach dem Du und über die Sterne hinaus zulässt. Und das ist das erste Es, das gesprochen wird: das Gesetz der biologischen Ordnung, ihres biologischen Naturalismus. Es gibt kein persönliches Jenseits. Der Mensch ist erklärt hineinbeschlossen in den biologischen Zusammenhang der Geschlechterfolge; in ihn hinein kommt er; in ihm lebt er; in ihm stirbt er, in ihm lebt er weiter. Was den Menschen aus diesem Zusammenhang herausruft ist Verrat und Schändung der Natur.

Da steht das zweite Es und seine Botschaft vom Menschen, unerbittlich und hart; das Es der kollektivistischen Ordnung; es gibt keinen freien Menschen, es gibt nur noch den Menschen im Kollektiv, den Menschen in der Gemeinschaft. Der Einzelne scheidet als selbständige Größe aus; er hat nur Stellenwert, Funktionswert, Dienstwert. Und das Es des Kollektivs prüft kalt und brutal, was noch an Wert von diesem Einzelnen zu erwarten ist für das Es des Ganzen. Das Kollektiv entscheidet hart und unerbittlich und scheidet ebenso hart und unerbittlich aus. Das Schicksal des Einzelnen hängt wirklich daran, was er noch für das Es, Kollektiv, bedeutet.

Das dritte Gesetz des Es: das ist die Geschichte. Dieses Heraufdämmern und Herausbrechen der Revolutionen und Evolutionen, von Lawinen und schicksalhaften Kratern, die keiner gerufen haben will und dennoch dastehen und hart und unerbittlich den Menschen hineinzwängen unter die Walze des Geschehens und ihn zermalmen; diese Geschichte ist der einzige Lebensraum, in dem er bestehen kann, sich bewegen darf und gelten kann.

Der Mensch unter dem Es. Es ist keine Geistreichelei und auch keine reaktionäre Schwätzerei, wenn ich sage, die Wahrheit der Immaculata, wie sie der scharfsinnige Duns

Scotus aus den christologischen und mariologischen Wahrheiten als Wahrheit in ihren inneren Zusammenhängen herausgearbeitet hat und wie sie die Kirche als offenbarte Wahrheit verkündet hat, hat mit dieser Botschaft des Es etwas, sogar alles zu tun. Die Wahrheiten unserer Kirche sind nicht irgendwelche Spielereien versponnener Theologen, die dasitzen und keine andere Arbeit haben, und nun überlegen, was könnte eigentlich in den Offenbarungsquellen noch alles enthalten sein, was könnte man da noch alles herauskristallisieren und den Menschen als Glaubenslast aufbürden. So ist das nicht. Sie können in die Geschichte der Dogmen schauen, wie Sie wollen: jedes formulierte Dogma ist feierlich verkündet worden in einer Zeit, in der es Antwort war auf einen Irrweg des Menschen, des Geistes, der Geschichte, auf dem der Mensch vor dem Abgrund stand. Es war immer Botschaft in eine Stunde, in der die alte Laokoonschlange von neuem sich um den Menschen schlang und ihn zu erdrücken, zerquetschen drohte, gerade in dem, was er als heiligste Botschaft vernommen hatte und ersehnte. So ist diese mariologische Wahrheit von der Unbefleckten Empfängnis nicht nur ein neues Juwel in der Krone der ewigen Frau, es ist mehr, es ist Botschaft in diese Lage des Menschen hinein.

Und das ist die erste Botschaft: da steht ein Mensch; von Gott dem Herrn ward er angesprochen vom ersten Moment seiner Existenz; und Gott hat ihm eine Größe und Würde und Weihe verliehen, die alle menschlichen Grenzen sprengt. Das aber heißt für uns, für den Menschen überhaupt: Über allen Ordnungen, die gelten und über dem Es, das in gewissem Sinn auch gilt, steht die Freiheit des Menschen, und die Tatsache, dass Gott uns mit Namen gerufen hat. Was an Maria geschah, ist nur eine unerhört gesteigerte Erfüllung dessen, was an uns allen geschieht, dass Gott uns beim Namen nennt und ein persönliches Schicksal für uns alle hat; dass von den allerersten Anfängen unserer Existenz an der Mensch mehr ist als ein Stellenwert in allen Ordnungen, dass von allem Anfang an der Mensch in einem Dialog steht zwischen ihm und seinem Gott, und dass niemand da hineinreden darf oder gar das Wort Ich auslöschen dürfte. Und wo immer das Es und das Wir und die Geschichte das Ich antasten, da tasten sie nicht nur den Menschen an, da tastet man den Herrgott selber an und damit sich selber...

Die zweite Botschaft: Tota pulchra es. Da steht ein Mensch, von dem es heißt, ganz schön bist du, gelungen, begnadet. Wie notwendig tut uns dieses Wissen um diesen einen gelungenen Menschen, der sicher dastand. Wir müssen sonst am Menschen verzweifeln, nicht nur um der eigenen Gebrechlichkeit willen, nicht nur um des eigenen Widerstandes willen gegen alles Saubere, Hohe und Edle, das wir verspüren und das wir in uns mit Gewalt und Macht, mit Geduld und Zittern und Zagen durchsetzen müssen, sondern auch um der Dämonie willen, die wir von allen Seiten spüren und erfahren. Es ist keine alte Mär, wenn gesagt wird, dass am Anfang der Mensch in den Raum gottverbundener Arbeit gerufen ward und der Mensch zum ersten Mal die Sterne vom Himmel riss und sich empörte, und seither die Dämonie durch die Welt geistert und immer wieder geistern wird. Aber tota pulchra es. Auch die Dämonie ist gebrochen. Da steht der Mensch, die Frau, die den Fuß auf die Schlange setzt. Der Augenblick für uns selber? Was da geschah,

ist unser aller Möglichkeit: Wir überwinden das Dämonische, den Dämon selber, so wir in der Ordnung Gottes stehen.

Und die dritte Botschaft, die allein die Tatsache dieser Frau in unser Leben hineinstellt, ist eine unendliche Erfüllung all der stolzen Träume und Sehnsüchte des Menschen. Jeder Mensch leidet an der Sehnsucht nach Erfüllung seines Lebens. Und in seinen Träumen greift er nach den Sternen. Selbst Völker können unter dieser Sehnsucht leiden. Wer deutsche Geschichte kennt, weiß, wie unser Volk sich sehnte, träumte und litt. Angefangen von den alten Sagas über die ersten politischen Träume, über unsere Kaiserideen, Königs- und Reichsideen, das alles war mehr als Politik, mehr als nur Schwert, Aufmarsch, Kampf und Sieg und Niederlage; es war immer irgendwie ein religiöses Ahnen. Es liegt uns Deutschen im Blut, dieser Griff nach dem Letzten, dieser Drang in die Hintergründe, dieses Verlangen zu entschleiern, das letzte Geheimnis zu wissen und zu besitzen. Leider aber haben wir uns immer ein Idol geschaffen. Unsere Dichter und Denker haben sie uns für unsere Träume vorgesagt. Wir haben sie für wahre Gestalten gehalten und sind ihnen nachgejagt, haben um sie gekämpft und sind an ihnen zerbrochen; und zusammengebrochen rafften wir noch unsere letzten Kräfte zusammen, um die Grenzen unserer Ohnmacht zu sprengen. Das ist heute noch so. Und da steht die Botschaft: Gratia plena. Da steht der gesegnete Mensch, der nicht mit empörerischer Hand die Sterne vom Himmel riss, der nicht wie Prometheus das Feuer vom Himmel holte und nachher daran zugrunde gehen musste, sondern der gesegnet wurde und immer wieder gesegnet ward, weil er demütig vor Gott stand und in Demut vor ihm stehen blieb. Die Überwindung der Grenzen und die Erfüllung seiner letzten Träume, seiner echten Sehnsüchte, stammen aus einem Segen des Herrn.

Es ist nicht umsonst, dass diese hehre Gestalt des Christentums eine Frau ist, nicht ein Mann, der herrisch und stolz, eigenmächtig und gewalttätig an die Tore des Himmels pocht und sie aufsprengen möchte. Eine Frau ist's, deren Wesen das Warten ist, das Empfangen-können, das Austragen-können, das Sich-verströmen-können ins Leben hinein, das Hüten- und Hören-können. Der schlichte Franziskussohn, ja schlicht, aber ebenso feinsinnig und geistesscharf, hielt uns das Bild der Immaculata vor Augen; einer, der vor 700 Jahren lebte, dessen Gebeine unter uns ruhen, hält uns das Bild von der ewigen Frau vor Augen. Der Mönch mit dem Marienbild stellt uns die Schicksalsfrage unseres Lebens. Können wir mit dem Harten, in das wir hineingeraten sind und immer wieder hineingeraten, fertig werden? Wissen wir einen Herrgott über uns, der für einen jeden von uns eine eigene Liebe, eine eigene Würde und einen eigenen Segen hat? Wissen wir, dass kein Leben, auch das verschwiegenste und vergessenste und hilfloseste nicht ohne Sinn ist? Weil über jedem ein Segen des Herrn liegen kann, und, wenn es echt und offen ist, ein Segen des Herrn liegen wird. Als Gesegnete des Herrn werden wir auf unserem Schicksal und jeder Dämonie unseres Lebens den Kopf zertreten.

Duns Scotus danken wir für sein mutiges Bekenntnis von der Allmacht der Gnade, die Gott an seiner Mutter bewiesen und uns zum hoffnungsfrohen Vorbild gegeben hat.

Gott hat diesen Franziskussohn in die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert gestellt zum Hüter der überkommenen christlichen Wahrheit und zum mutigen Streiter gegen jeden, der sie angriff, direkt oder durch ein bloß halbes Denken verdunkelte. Es gab eine Zeit, sie liegt noch nicht lange hinter uns, die ihn verkannte. Doch beginnt es zu dämmern, dass sein Denken uns Not täte. Sein Denken! Ja, vielleicht sein Heroismus noch mehr. Man muss ein Heiliger gewesen sein, um so stark und furchtlos zu einer Sache zu stehen. Und solche Männer brauchen wir. Darum bitten wir Gott, dem demütigen Franziskussohn die Ehre unserer Altäre zu schenken, damit an seinem Mut zur unbedingten Wahrheit, sich unser niedergeschlagener Mut neu entzündet. Ja, wir brauchen das Denken dieses Mannes und den Mut, die Tore zu durchschreiten, die das Konzil uns aufgestoßen hat: die Tore zum neuen christlichen Menschen hin; und der kann nur sein der gesegnete und begnadete, ganz auf der Seite Gottes stehende Mensch, wie die Immaculata¹⁰⁰.

¹⁰⁰ PARWK, Schachtel „Predigten P. Meinolf Mückshoff“. 1965 war Duns Scotus noch nicht selig gesprochen. Erst Johannes Paul II. hat 1993 die seit dem Tod des Franziskaners verbreitete Verehrung anerkannt und ihn selig gesprochen. Hier ist auch der Ort, an das ähnlich wie P. Meinolfs Predigt beginnende Schreiben zu erinnern, das der jetzige Papst zum 700. Todestag des seligen Johannes Duns Scotus (8. November 2008) an die Kirche und die Stadt Köln gerichtet hat: Benedictus PP. XVI, *Laetare Colonia urbs*, (Epistula Apostolica), in *L'Osservatore Romano*, 24 dicembre 2008, 8; auch in *Acta OFM* 127 (2008) 389-390; deutsch in *Austria Franciscana* 3 (2009) 157-160.

Religioni et doctrinae

Miscellanea di studi offerti
a Bernardino de Armellada
in occasione del suo 80° compleanno

a cura di
ALEKSANDER HOROWSKI

ROMA 2009
ISTITUTO STORICO DEI CAPPUCINI

In copertina:

Frans van Noorden (1887-1961), *Maria, Regina dell'Ordine Serafico*,

Olio su tela, Amsterdam 1916.

Roma, Museo Franceseano, Inv. HE 160

ISBN 978-88-88001-66-1

Edizioni Collegio San Lorenzo da Brindisi

Istituto Storico dei Cappuccini

C.ne Occidentale 6850 (CP. 18382) I-00163 ROMA

Tel. +39-0666.05.21 Fax.: +39-0666.052.532

web: www.istcap.org

e-mail: istcap@ofmcap.org